



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

**Stigmatisierung in der Migrationsgesellschaft.
Erfahrungen und Bewältigungsstrategien von Migrant*innen aus
Russland in Österreich**

verfasst von / submitted by

Alina Geppner, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2023 / Vienna 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer

Danksagung

Hierbei möchte ich mich bei allen Menschen bedanken, die mich während der Anfertigung dieser Masterarbeit unterstützten und motivierten.

Zuerst möchte ich meinen herzlichsten Dank Ass.-Prof. Mag. Dr. Michael Parzer für die geduldige Betreuung, die nützlichen Anmerkungen und das konstruktive ausführliche Feedback bei der Erstellung dieser Arbeit aussprechen.

Mein Dank gilt allen Teilnehmer*innen dieser Studie, die wichtige Beiträge und interessante Antworten auf meine Fragen zu dem Forschungsthema leisteten.

Außerdem möchte ich Sandra Geppner, MA für ihre wertvolle Unterstützung und ihr sorgfältiges Korrekturlesen meiner Masterarbeit danken.

Ich möchte auch meinen Eltern und meiner Schwester lieben Dank ausdrücken, die mein Studium an der Universität Wien ermöglichten und mich während dieser Zeit grenzenlos unterstützten.

Besonders möchte ich meinen lieben Ehemann Philipp Geppner danken, der in schwierigen Momenten immer an meiner Seite war und mir eine unschätzbare Unterstützung zeigte. Ich bedanke mich vielmals für unsere Diskussionen zu dem Forschungsthema und für die Verbesserungsvorschläge, die meine Masterarbeit bereicherten.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	6
1.1. Forschungsstand	11
I. Theoretischer Rahmen	
2. Begriffserklärung	22
2.1. Migrationsgesellschaft, Migration und Migrant*innen.....	22
2.2. „Ausländer*in“	23
2.3. Migrationshintergrund.....	23
3. Stigma und Stigmatisierung	25
3.1. Gruppenzugehörigkeit: Wir vs. die Anderen vs. Fremde.....	29
3.2. Konzept der symbolischen Grenzen.....	33
II. Empirische Untersuchung	
4. Methodisches Vorgehen.....	41
4.1. Feld.....	42
4.2. Erhebung der Daten.....	43
4.2.1. Problemzentrierte Interviews	43
4.2.2. Qualitatives Sampling	45
4.2.3. Meine Rolle als Forscherin im Feld und Ablauf der Interviews	47
4.2.4. Forschungsethik	50
4.3. Auswertung und Interpretation der Daten	52
4.3.1. Grounded Theory nach Charmaz	52
4.3.2. Beschreibung des Auswertungsprozesses	54
5. Darstellung der Ergebnisse.....	56
5.1. Krieg zwischen Russland und der Ukraine	56
5.1.1. Positive Erfahrungen	56
5.1.2. Negative Erfahrungen	58
5.2. Stigmatisierungserfahrungen von Migrant*innen aus Russland in Österreich	61

5.2.1.	Stereotype über Russen und Russinnen in Österreich.....	61
5.2.2.	Erlebnisse der Stigmatisierung von russischen Migrant*innen	63
5.2.3.	Bewältigungsstrategien russischer Migrant*innen.....	73
5.2.4.	Triangulierung anderer (russischer) Migrant*innen	83
6.	Reflexion der Forschung	91
6.1.	Meine eigene Erfahrungen mit Stigmatisierung in Österreich.....	91
6.2.	Einfluss des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine	95
7.	Diskussion	100
7.1.	„Höfliche“ und stille Stigmatisierung	101
7.2.	„Immunität“ gegen Stigmatisierung und Triangulierung anderer Migrant*innen .	104
7.3.	Einfluss des Kriegs und Stigma der Bösen	106
7.4.	Schlussfolgerung	108
8.	Limitationen der Masterarbeit und Ausblick auf zukünftige Forschungen.....	110
9.	Literaturverzeichnis.....	112
9.1.	Internetquellen.....	114
10.	Anhänge	116
10.1.	Abstract auf Deutsch	116
10.2.	Abstract auf Englisch	116

1. Einleitung

Es gab vier große Wellen, in denen Russen und Russinnen nach Österreich kamen. Erstens nach der Oktoberrevolution 1917, dann nach dem Zweiten Weltkrieg 1945, und nach 1975 waren es hauptsächlich die sowjetisch-jüdischen Bürger*innen. Aber die meisten Russen und Russinnen kamen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Grenzöffnung 1990 hierher (Borovska 2010). Im Jahr 2002 war die Anzahl der Menschen, die in der Russischen Föderation geboren sind und in Österreich eingewandert sind, ca. 7.800 aus ca. 1.112.000 in Österreich lebenden Menschen, die im Ausland geboren sind. Diese Zahl verfünffachte sich in elf Jahren: 2023 leben in Österreich laut Statistik Austria ein bisschen mehr als 40.500 Menschen, die in der Russischen Föderation geboren sind. Das sind ca. 2% von allen Personen (1.976.599), die im Ausland geboren sind. Insgesamt ist der Anteil der Migrant*innen in Österreich 19% der Gesamtbevölkerung (Statistik 2023). Obwohl der Prozentsatz im Vergleich zu anderen Gruppen der Migrant*innen nicht so hoch ist, begegnen Migrant*innen aus der Russischen Föderation in Österreich der Stigmatisierung.

Das Thema der Masterarbeit wählte ich nicht nur aus wissenschaftlichem Interesse, sondern auch aus meiner persönlichen Neugier. Als russischsprachige Migrantin aus Kasachstan lebe ich in Österreich schon zehn Jahren. In diesem Zeitraum erlebte ich einige unangenehme Situationen, die mich zur Frage brachte: Erleben andere russischsprachige Migrant*innen auch Stigmatisierung und Diskriminierung in Österreich? Nach persönlichen Gesprächen mit meinen Bekannten und Freunden/innen aus Russland, der Ukraine und Kasachstan und meinen alltäglichen Beobachtungen verstand ich, dass es ein gesellschaftliches Problem vorlegen kann. Dadurch, dass meine Muttersprache Russisch ist, gehen Menschen, die mir begegnen, davon aus, dass ich aus Russland komme. Infolgedessen bin ich von den negativen Stereotypen und Vorurteilen über Russen und Russinnen betroffen. In meiner Masterarbeit untersuchte ich aber nur Migrant*innen aus Russland aus zwei Gründen: (1) Ich komme aus Kasachstan und bin dort aufgewachsen, dadurch habe ich eine gewisse Distanz zum Forschungsfeld; (2) Negative Stereotype und Vorurteile sind in Österreich aus meiner Sicht eher über Russen und Russinnen (und nicht über Menschen aus Kasachstan¹) verbreitet. Außerdem zeigt die danach durchgeführte Literaturrecherche eine Forschungslücke², dass die russische Community in

¹ Die mögliche Aufklärung dafür wäre: Migrant*innen aus Kasachstan sprechen Russisch und die Gruppe der Migrant*innen aus Kasachstan ist im Vergleich zur Gruppe russischer Migrant*innen ziemlich klein. Im Jahr 2023 leben nur 1.627 kasachstanische Staatsbürger*innen in Österreich (Statistik 2023).

² Mehr darüber wird im Kapitel „1.1. Forschungsstand“ beschrieben.

Österreich bis jetzt leider nicht so breit erforscht wurde, deswegen ist das Thema von großem Interesse für die Migrations- und Ungleichheitsforschung.

Als diese Masterarbeit bereits im Prozess war, begann der Krieg zwischen Russland und der Ukraine. Der Konflikt zwischen Russland und der Ukraine dauert schon seit acht Jahren an. Aber im Februar 2022 wurde der Konflikt zum Krieg - der russische Präsident Wladimir Putin befahl den Einmarsch in die Ukraine (Wiener Zeitung, 2023). Das hatte einen großen Einfluss auf das Leben der Russen und Russinnen in Österreich, den man in sozialen Medien beobachten kann. Oliver Mark (2022) schreibt über eine Reportage der ORF-Journalistin Julia Kovarik, in der es darum geht, *„wie der Ukraine-Krieg den Alltag von Russinnen und Russen in Österreich verändert hat“* (Mark 2022, Untertitel). Laut der Reportage berichteten die befragten Russinnen und Russen, *„dass sie die Stimmung insgesamt als feindseliger empfinden und es oft auch nur wenig brauche, dass sich das Gegenüber provoziert fühlt“* (Mark 2022, Absatz: Angespannte Stimmung). Es gab schon viele verschiedene Vorurteile und negative Stereotypen über Russen und Russinnen, die sowohl harmlos als auch beleidigend waren. Aber seit Anfang des Krieges veränderte sich die Situation noch mehr. Solche Handlungen in der Weltpolitik, wie negative Sanktionen gegen Russland und seine Menschen, die Mediendarstellungen des russischen Präsidenten und des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine wirken auch auf das Alltagsleben der Menschen. Migrant*innen aus Russland im Ausland sind davon auch schwer betroffen. Wie die Studie von Klvaňová (2019), die ich im Kapitel „1.1. Forschungsstand“ ausführlich weiter beschreibe, zeigt, erlebten russische Migrant*innen³ in der Tschechischen Republik auch Stigmatisierung, nämlich Stigma der Täter*innen, indem ihnen die Verantwortung für „1968“⁴ übertragen wurde. Obwohl mein Hauptfokus in dieser Masterarbeit ursprünglich in den Erfahrungen alltäglicher Stigmatisierung von russischen Migrant*innen in Österreich lag, musste der Krieg zwischen Russland und der Ukraine thematisiert werden, da es doch einen wesentlichen Einfluss auf die Erlebnisse der Stigmatisierung von Russen und Russinnen in Österreich hatte, die im Kapitel „5. Darstellung der Ergebnisse“ umfangreich erläutert werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich die Begrifflichkeit in Bezug auf den Krieg zwischen Russland und der Ukraine erklären. Es ist wichtig, welche Begriffe zur Beschreibung bestimmter Situationen, sozialer Ereignisse oder politischer Handlungen benutzt werden, da unsere Sprache (bzw. Begriffe, die wir dafür benutzen), wie Bourdieu in seinem Buch *„Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches“* (2005) diskutiert, ein Instrument

³ Ebenso Migrant*innen aus Weißrussland und der Ukraine.

⁴ Der Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen in der Tschechoslowakei und ihre anschließende Besetzung durch die sowjetische Armee (Klvaňová 2019, S. 136).

der Macht ist (S. 41) und damit ein Instrument der Stigmatisierung sein kann. Lobenstein-Reichmann (2009) betont die Wichtigkeit des Sprachsystems im komplexen symbolischen System, das wir als Gesellschaft bezeichnen. Die Sprache hilft uns nicht nur andere Systeme zu verstehen und uns in ihnen zurechtzufinden, sondern auch unser eigenes Weltbild zu erschaffen. Durch das Sprachsystem werden verschiedene soziale Sinnwelten dargestellt und zahlreiche Differenzierungen, Unterscheidungen und vor allem Werte mitgeteilt. Hierbei ist wichtig zu betonen, dass Menschen als symbolische Wesen mit diesen Prozessen der Klassifikation und Bewertungen Diskriminierungen internalisieren können und damit „zum kommunikativen Kollaborateur sprachlicher Stigmatisierung“ werden können (Lobenstein-Reichmann 2009, S. 252f.).

Namen, bestimmte Wortbildungen, besonders ausgeprägte Begriffsfelder, Sprichwörter und Redewendungen können zur sprachlichen Stigmatisierung verwendet werden (Lobenstein-Reichmann 2009, S. 255f.). Für die Bezeichnung des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine wurden verschiedene Benennungen, die von dem Land, der Herkunft der Menschen, ihrer eigenen Position zum Krieg und ihrer Gefühle darüber abhängig sind, verwendet. Die Befragten benutzen in ihren Interviews solche Bezeichnungen: „Krieg“, „Krieg in der Ukraine“, „Konflikt in der Ukraine“, „Ukraine-Konflikt“, „Situation mit der Ukraine“. Auf der Webseite des Österreichischen Bundesministeriums werden solche Benennungen verwendet: „Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine“, „illegale, unprovokierte und ungerechtfertigte russischen Angriffskrieg auf die Ukraine“ (Österreichischer Bundesministerium 2023). Österreichische und deutsche Medien, wie Wiener Zeitung und Zeit Online, drücken sich so aus: „Russlands Krieg in der Ukraine“ (Wiener Zeitung 2023), „Krieg in der Ukraine“, „Russland führt einen Angriffskrieg gegen die Ukraine“ (Zeit Online 2023); englischsprachige Medien, wie BBC und The New York Times: „Ukraine war“ (BBC 2023), „Russia-Ukraine war“ (The New York Times 2023). In russischen Medien, wie RBK, RIA Nachrichten und MIR 24 liest man solche Ausdrücke: „Militäroperation in der Ukraine“ (RBK 2023), „spezielle Militäroperation in der Ukraine“ (RIA Nachrichten 2023) und „Situation in der Ukraine“ (MIR 24 2022). Wie man sehen kann, teilen die verwendeten Begriffe mit, wie der Krieg in der Welt bzw. bestimmter Länder wahrgenommen wird und welche Position, Einstellung und/oder Bewertung darin eingenommen und bei Menschen verbreitet wird. Jeder Begriff erzählt eine Geschichte, die danach soziale Wahrnehmung der Ereignisse formt und zur Stigmatisierung, Diskriminierung und Ausgrenzung bestimmter Personen beitragen kann. Deswegen möchte ich als Forscherin möglichst neutralen Begriff dazu wählen. Ich entschied mich für den Begriff „Krieg zwischen Russland und der Ukraine“, da er parteilos und sachlich ist. Er bezeichnet „einen organisierten, mit Waffen gewaltsam ausgetragenen Konflikt zwischen

Staaten“ – einen Krieg (Bundeszentrale für politische Bildung 2020, Allgemeiner Begriff) und die in dem Krieg beteiligte Staaten – Russland und Ukraine.

In meiner Masterarbeit betrachte ich Stigmatisierung im Rahmen des Konzepts der symbolischen Grenzen von Michèle Lamont. Der Begriff „Symbolische Grenzen“ bezieht sich laut Lamont und ihrer Kolleg*innen auf die internen Unterscheidungen von Klassifikationssystemen und auf zeitliche, räumliche und visuelle kognitive Unterscheidungen. Sie bezeichnen „Linien“, die Menschen, Gruppen und Dinge definieren, indem sie einige davon einschließen und gleichzeitig andere ausschließen (Lamont et al. 2015, S. 850). So teilen auch symbolische Grenzen Menschen in Gruppen auf und schaffen ein Gefühl von Ähnlichkeit und Gruppenzugehörigkeit. Sie sind ein wichtiges Medium, durch das Menschen Status erlangen und Ressourcen monopolisieren (Lamont & Molnár 2002, S. 168). In ihrem Alltag sind sich Menschen aber selten bewusst, dass sie symbolische Grenzen ziehen bzw. dass sie Kategorisierungssysteme bewohnen. Stattdessen neigen sie dazu, Schemata zu verwenden, die weitgehend als selbstverständlich angesehen und von den sie umgebenden nationalen kulturellen Repertoires zur Verfügung gestellt werden (Lamont 2014, S. 816f.). Aus diesem Grund ziehen Menschen auf Basis ihrer entwickelten Kategorien Grenzen, indem sie hohe Statussymbole verwenden, so dass die „andere“ Gruppe als niedriger gegenüber der „eigenen“ Gruppe positioniert wird (Krstić 2022, S. 64f.). Mit diesem Ansatz von Lamont wird Stigmatisierung in meiner Masterarbeit geforscht. Mehr darüber wird im Kapitel „3.2. Konzept der symbolischen Grenzen“ beschrieben.

Die Zielsetzung dieser Arbeit ist, im ausgewählten theoretischen Rahmen den Prozess der Stigmatisierung darzulegen und im Rahmen der empirischen Untersuchung zu forschen, welchen Situationen der Stigmatisierung Migrant*innen aus Russland in Österreich begegnen, was von ihnen als Stigmatisierung erlebt wird und welche Bewältigungsstrategien sie entwickeln. Das Ziel ist es, eine Perspektive der Migrant*innen aus Russland in Hinsicht auf Stigmatisierung in Österreich darzustellen.

In diesem Sinn wurden folgende Forschungsfragen herausgearbeitet:

***Inwiefern erleben Migrant*innen aus Russland Stigmatisierung durch die
Ankunftsgesellschaft in Österreich?***

***Wie gehen sie mit der Stigmatisierung um? Welche Bewältigungsstrategien werden
gebildet?***

Die Forschungsfragen wurden im Rahmen der qualitativen Sozialforschung und des interpretativen Paradigmas untersucht. Es wurden acht problemzentrierte Interviews nach

Witzel (2000) mit russischen Migrant*innen, die im Zeitraum von 1,5 bis 33 Jahren in Wien, Niederösterreich und Oberösterreich leben, durchgeführt. Die erhobenen Daten wurden dann mit der Methode der Grounded Theory nach Charmaz (2012) kodiert und ausgewertet. Da ich mit dem Forschungsfeld vertraut bin, war es wichtig für mich meine Rolle in Forschung ständig zu reflektieren. Dafür schrieb ich Memos, in denen ich meine Gefühle, Gedanken, Interpretationen und Meinungen zum Forschungsfeld diskutierte und somit bewusste machte, um unwillkürliche Vorurteile und Verzerrungen möglichst zu vermeiden. Diese Memos halfen die Perspektive der Befragten besser nachvollziehen zu können und gründlich in den Ergebnissen der Forschung zu präsentieren.

Die Masterarbeit gliedert sich in zwei Teile: Theoretischer Rahmen und empirische Untersuchung. Nach der Einleitung wird der Forschungsstand, in dem Stigmatisierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien verschiedener Minderheiten dargestellt werden, beschrieben und eine Forschungslücke hinsichtlich russischer Migrant*innen in Österreich, die in der Masterarbeit bearbeitet wird, aufgezeigt (*Kapitel 1.1*). Im ersten Teil werden zunächst für die Forschung wichtige Definitionen in Bezug auf Migration beleuchtet (*Kapitel 2*). Danach wird das Konzept des Stigmas bzw. der Stigmatisierung aus soziologischer Perspektive diskutiert und die für Stigmatisierungsprozess wichtige Gruppenaufteilung in „Wir“ und „die Anderen“ (und „Fremde“) präsentiert (*Kapitel 3, 3.1*). Anschließend wird der Konzept der symbolischen Grenzen (von Michèle Lamont) dargestellt (*Kapitel 3.2*).

Im zweiten Teil wird am Anfang der methodische Vorgang vorgestellt, in dem das untersuchte Feld und die verwendeten Methoden der Erhebung und Auswertung betrachtet werden (*Kapitel 4*). Als nächstes werden die Ergebnisse der Untersuchung detailliert dargestellt (*Kapitel 5*). Die Zusammenfassung meiner Memos wird im Kapitel „Reflexion der Forschung“ mitgeteilt, wo meine eigenen Erfahrungen mit Stigmatisierung und Schwierigkeiten während der Erhebungsphase beschrieben werden (*Kapitel 6*). Danach werden die wesentlichen Ergebnisse der Forschung zusammengefasst und diskutiert (*Kapitel 7*). Zum Schluss werden Limitationen der Masterarbeit kritisch betrachtet und ein Ausblick auf zukünftige Forschungen gezeigt (*Kapitel 8*).

1.1. Forschungsstand

Im Folgenden werden Studien, die sich mit Stigmatisierungserfahrungen und bezüglichen Bewältigungsstrategien in der Migrations- und Ungleichheitsforschung beschäftigen, vorgestellt.

Die Studie von Fleming und ihren Kolleg*innen (2012) liefert wesentliche Ergebnisse über rassistische Stigmatisierungserfahrungen der Afroamerikaner*innen und darüber, welche Bewältigungsstrategien sie dafür anwenden. Sie interviewten 150 zufällig ausgewählte Afroamerikaner*innen der Mittel- und Arbeiterklasse, die in den Vororten von New York leben. Ihre Sampling besteht nur aus im Inland geborenen Personen und Personen, die seit mindestens fünf Jahren in der Region ansässig sind. Sie schließt Kinder der ersten und zweiten Generation von Migrant*innen aus. Ihre Studie befasst sich mit Antworten darüber, was die Befragten als den „*besten Ansatz*“ im Umgang mit Rassismus empfanden, sowie mit Beschreibungen von Reaktionen auf bestimmte rassistische Vorfälle. Ihr empirischer Beitrag besteht darin, anhand eines systematisch erhobenen und codierten Datensatzes von Interviews mit Afroamerikaner*innen detailliertes Wissen über Reaktionen auf Stigmatisierung bereitzustellen. Diese Daten ermöglichen es, den Umfang und die relative Bedeutung der Reaktionen auf Stigmatisierung in dieser Bevölkerungsgruppe zu identifizieren. Sie konzentrieren sich auf die „*besten Ansätze*“ für den Umgang mit Rassismus sowie auf subtilere Antworten (z. B. „*Selbstmanagement*“), die in früheren Forschungsarbeiten nicht berücksichtigt wurden (Fleming et al. 2012, S. 401-403).

In ihrem Beitrag (2012) beschreiben Fleming und ihre Kolleg*innen, dass stigmatisierte Menschen oft Ereignisse erleben, die dazu führten, dass sie sich als „*defilement of the self*“ („*Selbstbefleckung*“) bzw. als überbewertet, übersehen, unterschätzt, missverstanden und respektlos empfinden. Sie vermitteln den Schmerz und die Wut, die damit verbunden sind, ausgeschlossen oder ungerecht behandelt zu werden, was im Gegensatz zu solchen Gefühlen, wie Wärme, Vertrautheit, Intimität und Gemeinsamkeit, steht, die damit verbunden sind, sich innerhalb einer Grenze zu befinden (Fleming et al. 2012, S. 403).

Befragte Afroamerikaner*innen aus der Mittelschicht und der Arbeiterklasse beschrieben Episoden, in denen ihre Interpretationen von Situationen mit den Beteiligten widersprüchlich waren. Zum Beispiel scherzte ein großer, starker Afroamerikaner mit seiner weißen Chefin, während sie sein Verhalten als Bedrohung interpretierte. Eine nicht validierte und bestätigte Interpretation der Realität ist ein besonders schmerzhafter Aspekt der Stigmatisierung, da dies zu Isolation und Selbstzweifeln führen kann (Fleming et al. 2012, S. 405).

Außerdem beschwerten die Befragten sich, dass ihre Vorgesetzten sie genauer im Auge behalten als beispielsweise ihre weißen Kollegen, um sicherzustellen, dass sie ihre Arbeit liefern oder pünktlich erscheinen. Diese Doppelmoral wird sowohl als entweihend als auch als diskriminierend empfunden. Ungerechtigkeiten am Arbeitsplatz werden auch durch Statushierarchien verschärft, wobei sich Schwarze oft ganz unten auf der Karriereleiter wiederfinden (Fleming et al. 2012, S. 404f.).

Fleming und ihre Kolleg*innen (2012) definieren Alltagsreaktionen auf Stigmatisierung als rhetorische und strategische Mittel, die von einzelnen Mitgliedern stigmatisierter Gruppen als Reaktion auf wahrgenommene Stigmatisierung (einschließlich Ausgrenzung, Verkennung, Rassismus und Diskriminierung) eingesetzt werden (Fleming et al. 2012, S. 401).

In ihrer Studie spricht sich bei der Frage nach dem „besten Ansatz“ für den Umgang mit Rassismus fast die Hälfte von den befragten 110 Afroamerikaner*innen gegen Rassismus und Diskriminierung aus. Sie ziehen es vor, „*das Problem zu benennen*“, „*die Situation offen zu diskutieren*“ und „*andere darauf aufmerksam zu machen, dass mir ihre Handlung unangenehm ist*“. Auf die Frage, was sie mit „*Rassismus konfrontieren*“ meinen, erklären die Befragten, dass sie sich verpflichtet fühlen, sich zu äußern, wenn etwas „*Unfares*“ passiert. Bei der Frage, wie die Befragten mit einem rassistischen Vorfall umgegangen sind, den sie in der Vergangenheit erlebt haben, nennen 32 Prozent der 150 Befragten Konfrontation: sich äußern, Gewalt anwenden, beleidigen, klagen, eine formelle Beschwerde einreichen, einschüchtern (Fleming et al. 2012, S. 405f.).

Für etwa ein Drittel der befragten Afroamerikaner*innen ist das beste Werkzeug mit Rassismus umzugehen - „*den Unwissenden etwas beizubringen*“ – dies ist eine der beliebtesten Strategien. Interviews sind voll von Aussagen über die Notwendigkeit, Nicht-Schwarze über Afroamerikaner*innen und ihre Kultur und Geschichte aufzuklären. Die Befragten glauben, dass sie Anerkennung erlangen können, indem sie Stereotypen hinterfragen und ein komplexeres und detaillierteres Porträt von Schwarzen verbreiten. Dies wird durch eine Ministerin veranschaulicht, die glaubt, dass Rassismus von Generation zu Generation weitergegeben wird. Sie betont, wie wichtig es ist, sich Zeit zu nehmen, um anderen Amerikaner*innen die Geschichte der Schwarzen zu erklären, damit sie sich über einen „*Mehrheits-/Minderheitenrahmen*“ hinausbewegen können (Fleming et al. 2012, S. 407).

Mehr als ein Drittel der befragten 110 Afroamerikaner*innen bevorzugt die konfliktablenkenden Strategien und glaubt, dass es am besten ist, zu ignorieren, zu akzeptieren, zu vergeben, zu tolerieren, mit Wut umzugehen oder wegzugehen. Bei der Frage, wie die Befragten mit einem rassistischen Vorfall in der Vergangenheit umgegangen sind, weisen 27

Prozent der Antworten auf Konfliktvermeidung hin, wie beobachten, strategisches Schweigen annehmen, weggehen und ignorieren. Niedrigere Zahlen beziehen sich auf eine Reihe anderer, weniger auffälliger Reaktionen, einschließlich Nichtreaktion aufgrund von Schock, Überraschung oder anderen Umständen (Fleming et al. 2012, S. 405f.).

In vielen Fällen erklärt sich die Konfliktvermeidung nicht mit dem Wunsch nach „Zurückstehen“, sondern mit alternativen Prioritäten: Trost finden, emotionale Energie sparen, Ärger, Wut und Gewalt vermeiden und sich auf berufliche und andere Ziele konzentrieren. Andere wollen eine Konfrontation vermeiden, weil sie Nicht-Schwarzen nicht vertrauen oder pessimistisch sind, die Situation zu verbessern. Die befragten Afroamerikaner*innen benutzen auch Sarkasmus und Witze, um eine Eskalation zu verhindern, und „sich daran zu gewöhnen“. Manche Befragten ändern auch ihre visuellen Merkmale, indem sie sich „verkleiden“, um die unangenehmen, manchmal sogar gefährlichen Folgen der Stigmatisierung zu vermeiden. Ein Befragter erwähnte das Tragen von Gucci beim Einkaufen, um ein Profiling durch die Polizei zu vermeiden (Fleming et al. 2012, S. 406f.).

Das Selbstmanagement ist eine andere Bewältigungsstrategie, die oft bei den Befragten benutzt wird, um mit unangenehmen Situationen der Stigmatisierung und Diskriminierung umzugehen. Es hat einerseits damit zu tun, ein Bild von sich selbst zu projizieren, das positiv ist oder den Normen der Fremdgruppe entspricht, um Anerkennung zu erlangen. Andererseits hat es auch damit zu tun, sich selbst zu schützen und neue verschiedene Aspekte der Identität zu entwickeln. Die befragten Afroamerikaner*innen erklären, dass es wichtig ist, sich selbst zu managen, um zu vermeiden, dass Rassenstereotype bestätigt werden oder dass sie als Inkarnation von Stereotypen wie dem, z.B., der „wütenden Schwarzen“ wahrgenommen werden. Das ist eine Herausforderung, da Stigmatisierung oft Empörung auslöst (Fleming et al. 2012, S. 408).

Außerdem beschreiben sie, dass sie lernen müssen, ihre Emotionen zu beherrschen (insbesondere als Reaktion auf Gefühle der Ungerechtigkeit) und die Kontrolle zu behalten besonders in den Arbeitsumgebungen. Vor dem Hintergrund des allgegenwärtigen Rassismus glauben einige befragte Afroamerikaner*innen, dass es wichtig ist, bei allen Interaktionen mit Nicht-Schwarzen, denen sie nicht vertrauen, „sich selbst zu kontrollieren“. Dies soll verhindern, dass man „überfahren“ wird. Das Selbstmanagement kann auch eine pragmatische „Rollendistanz“ erfordern: mit jeder Situation umzugehen, ohne sein Ego zu investieren. Ebenso kann es bedeuten, emotionale Arbeit zu leisten, die darauf abzielt, z.B., die berufliche Identität bei der Arbeit stärker hervorzuheben als die rassische Identität (Fleming et al. 2012, S. 408f.).

Lamont und Mizrachi (2012) bieten einen Überblick darüber, wie alltägliche Reaktionen auf Stigmatisierung zur Transformation von Gruppengrenzen in einer Reihe nationaler Kontexte beitragen. Sie erstellten eine erste systematische qualitative länderübergreifende Untersuchung darüber, wie verschiedene Minderheitengruppen in einer Vielzahl von Kontexten auf Stigmatisierung reagieren. Ihre Forschung ist der Höhepunkt einer koordinierten Studie über stigmatisierte Gruppen in Brasilien, Israel und den USA sowie von damit verbundenen Forschungsprojekten, die in Kanada, Frankreich, Südafrika und Schweden durchgeführt wurden. Ihr Beitrag beleuchtet die Bandbreite von Bewältigungsstrategien, die Menschen im Alltag anwenden. Der Beitrag analysiert die kulturellen Rahmen, die Menschen einsetzen, um ihre Stigmatisierungserfahrungen zu verstehen und zu bestimmen, wie sie darauf reagieren sollen; wie sie soziale und symbolische Grenzen aushandeln und transformieren; und wie Reaktionen durch Institutionen, nationale Ideologien, kulturelle Repertoires und Kontexte ermöglicht und eingeschränkt werden. Die entwickelten Ähnlichkeiten und Unterschiede dieser Studien bieten Ansatzpunkte für weitere systematische Forschungen, die insbesondere im Hinblick auf die Herausforderungen der Multikulturalität für die liberale Demokratie erforderlich sind (Lamont & Mizrachi 2012, S. 365).

Lamont und Mizrachi (2012) beschreiben, dass palästinensische Araber eine Gruppenidentität haben, die in ständiger Spannung zu ihrer Identität als Nichtjuden steht, an der der kollektive Mythos der israelischen Nation sowie ihre angenommene Identifikation mit äußeren Feinden hängen. Es wird gezeigt, dass Reaktionen der israelischen Araber auf Stigmatisierung oft eine Entpolitisierung sozialer Unterschiede und die Mobilisierung jüdischer Mitglieder in ihren sozialen Netzwerken beinhalten - ein Ansatz, der die Grenze zwischen ihnen und jüdischen Israelis verwischt, indem sie sich auf universelle menschliche Eigenschaften bezieht. Diese Strategie leugnet nicht ihre ethno-religiöse Identität, die ausdrücklich und klar von der der Juden abgegrenzt bleibt (Lamont & Mizrachi 2012, S. 373).

Ihre Studie präsentiert noch ein Beispiel für die Anwendung solcher Strategie von Brasilianer*innen aus der Arbeits- und Mittelklasse, die „Rassenvermischung“ nicht als nationalen Mythos betrachten, sondern als eine kulturelle Praxis, die es ermöglicht, Rassengrenzen zu kontextualisieren, anstatt sie als selbstverständlich anzusehen. Infolgedessen fungiert die Rassenmischung als weniger exklusives und weniger politisch aufgeladenes kulturelles Instrument zur Erreichung der Integration als die gemeinsame Religion in Israel. Wenn brasilianische Befragte die Existenz von Rassismus und Rassenungleichheit anerkennen, mobilisieren sie die Rassenmischung, um der Rassenkategorisierung weniger Bedeutung zu

geben, wie in der Idee, dass „*alle Brasilianer*innen ein bisschen schwarz*“ sind (Lamont & Mizrachi 2012, S. 374).

Außerdem beschreiben Lamont und Mizrachi (2012) in ihrer Studie, dass Migrant*innen aus dem Nahen Osten in Schweden oft versuchen, ihre kollektive Identität in der Öffentlichkeit zu tarnen, indem sie pragmatische Assimilation anwenden: eine Strategie, bei der ein grundlegendes ethnisches Merkmal - ihre Namen - geändert wird. Diese Strategie ermöglicht es ihnen, ihre kollektive Identität im Privaten zu bewahren und gleichzeitig ihre Chancen auf eine gleichberechtigte Teilhabe am Arbeitsmarkt zu erhöhen (Lamont & Mizrachi 2012, S. 374).

Die äthiopischen Juden in Israel, die phänotypisch Schwarze, aber kulturell Juden sind, verwenden die zionistische Nationalerzählung, um das Stigma zu neutralisieren, das mit Schwarzsein verbunden ist. Sie definieren sich selbst als „*nur eine weitere*“ Gruppe jüdischer Migrant*innen, die an der Wiederauferstehung der jüdischen Nation teilnehmen. Diese Neudefinition der Identität ermöglicht es ihnen, eine Akzeptanz als Juden zu bekommen, und das Verstecken der Definition als Schwarzen bietet ihnen die Möglichkeit an, sich selbst von der damit verbundenen Stigmatisierung zu schützen (Lamont & Mizrachi 2012, S. 375).

Verwiebe und seine Kolleg*innen (2016) führten eine qualitative Studie durch, die sich mit zwei Aspekten des bisher wenig untersuchten Themas der Diskriminierung auf dem österreichischen Arbeitsmarkt befasst. Verwiebe und seine Kolleg*innen fragten, ob die Berufseinstiegsphase für österreichische Hochschulabsolvent*innen mit Migrationshintergrund herkunfts- und ethnische Barrieren mit sich bringt. Akademikerinnen und Akademiker mit Migrationshintergrund verfügen über Kompetenzen, doch oft werden fehlende Kompetenzen als Erklärung für Benachteiligung angeführt: Sprachkenntnisse, anerkannte hochwertige Bildungsabschlüsse und Vernetzung. Ebenso fragten sie, wie diese Gruppe auf Diskriminierung reagiert und mit erlebter Ausgrenzung umgeht. Dafür führten sie 21 problemzentrierte Interviews mit Migrant*innen zweiter Generation, die zwischen eins und fünf Jahren Berufserfahrung haben, durch. Obwohl die Motive der Diskriminierung in der Forschung vielfältig diskutiert wurden, sind die Auswirkungen auf die Betroffenen und ihre Bewältigungsstrategien in der internationalen Forschung seltener untersucht worden (Verwiebe et al. 2016, S. 2468f.)

Verwiebe und seine Kolleg*innen (2016) beschreiben in ihrem Beitrag, dass Migrant*innen in Österreich an ihrem Arbeitsplatz mit der Ungerechtigkeit und Stigmatisierung begegnen. Die Arbeitslosigkeit unter den Hochschulabsolvent*innen mit Migrationshintergrund ist doppelt so hoch wie unter ihren Altersgenossen ohne Migrationshintergrund. Bezogen auf die berufliche

Position sind Migrant*innen mit Hochschulabschluss in Österreich deutlich seltener in Positionen, die einen Hochschulabschluss voraussetzen, oder in beruflichen Spitzenpositionen beschäftigt, sie sind deutlich häufiger in Teilzeitjobs tätig und benötigen wesentlich mehr Zeit, um einen Job zu finden, im Vergleich zu Akademiker*innen ohne Migrationshintergrund (Verwiebe et al. 2016, S. 2470).

Zur Erklärung solcher Stigmatisierungen und Diskriminierungen werden oft theoretische Argumente aus der Wirtschaftswissenschaft verwendet. Laut dieser Argumente bevorzugen Personalverantwortliche bestimmte Mitarbeitergruppen, was tendenziell zu der Benachteiligung anderer Gruppen (z.B. Frauen, Migrant*innen) in Bezug auf Löhne oder Beförderungen innerhalb ihrer Unternehmen führt. Ein weiteres wichtiges Argument ist, dass Personalverantwortliche nur begrenzte Informationen über die Leistungsfähigkeit der Mitarbeiter*innen haben. Sie nutzen soziale Merkmale (z. B. Geschlecht, Alter, Migrationshintergrund und Sprachkenntnisse), um eine Leistungsfähigkeit der (potenziellen) Beschäftigten einzuschätzen. So werden verschiedene Minderheiten dann diskriminiert (Verwiebe et al. 2016, S. 2471).

Gerade bei subtilen Formen der Stigmatisierung wie Kommunikationsverweigerung, zweideutigen Äußerungen oder impliziten Kennzeichnungsprozessen lassen sich Diskriminierungserfahrungen oft nur schwer lokalisieren. Daher sind Diskriminierungen leichter erkennbar, wenn sie sich explizit auf kennzeichnende Merkmale eines Migrationshintergrunds beziehen. Viele Befragte der Forschung von Verwiebe und seinen Kolleg*innen (2016) berichteten, dass ihre Nachnamen trotz ihrer österreichischen Staatsbürgerschaft und Ausbildung bei Arbeitgebern stereotypische Vorurteile und negative Reaktionen hervorriefen. In Bewerbungsphasen wurden immer wieder negative Eigenschaften unterstellt. So wurden beispielsweise fremdländische Nachnamen häufig mit mangelhaften Deutschkenntnissen in Verbindung gebracht; dies wurde unabhängig von den gegebenen ethnischen Hintergründen beobachtet (Verwiebe et al. 2016, S. 2474f.).

Hochschulabsolvent*innen mit Migrationshintergrund in Österreich wurden auch aufgrund ihres Aussehens teilweise mit Barrieren konfrontiert. Vor allem Absolvent*innen mit bosnischem oder türkischem Hintergrund berichteten häufiger von dieser Art von Diskriminierung als Absolvent*innen aus Polen, Tschechien oder Slowenien. Arbeitgeber*innen unterstellen in solchen Fällen nicht primär fehlende Kompetenzen, sondern es wird in Verhandlungen mit Kund*innen und Auftraggeber*innen eine Signalwirkung ausgeübt, die zu negativen Reaktionen führen könnte. Hier wird die Ausgrenzung durch

Arbeitgeber*innen über mögliche Einstellungen der Kund*innen legitimiert (Verwiebe et al. 2016, S. 2476).

Interessanterweise war sich eine Befragte, die in ihrer Berufseinstiegsphase von keinen derartigen Diskriminierungserfahrungen berichtete, der Stereotypen von Namen, Aussehen und Sprachkenntnissen sehr bewusst. Dieses Beispiel scheint zu zeigen, dass Hochschulabsolvent*innen mit Migrationshintergrund oft neben der Reaktion ihres Gegenübers auch auf ihr eigenes Auftreten achten müssen. Ihrer Argumentation zufolge war sie sich sehr wohl bewusst, mit welchen Nachteilen andere Migrant*innen in der Berufseinstiegsphase aufgrund ihres Aussehens konfrontiert werden können. Die Befragte empfand sich selbst als „*typisch österreichisch*“, wie sie sich im Interview äußerte, und reproduzierte damit ein Stereotyp, das zum Teil zur Ausgrenzung von Migrant*innen beiträgt (Verwiebe et al. 2016, S.2477).

Außerdem versuchen die untersuchten Akademiker*innen mit Migrationshintergrund, besondere und/oder hervorragende Leistungen und Erfolge zu bringen, um die zugeschriebenen Stigmata zu bewältigen. Viele Diskriminierungserfahrungen der Befragten bestehen darin, dass von ihnen aufgrund ihrer Herkunft schlechte Kompetenzen erwartet werden, wie z.B. ein Mangel von Deutschkenntnissen. Die Befragten erzählen oft von Bemühungen durch ihre außergewöhnlichen Leistungen auffällig zu werden, um Stereotype und Vorurteile zu berichtigen. Andere Kontexte unterstreichen, dass die Befragten herausragende Leistungen nicht nur als Antidiskriminierungsstrategie nutzen, sondern im Allgemeinen hohe Ansprüche an sich selbst stellten. Sie erweisen sich als ehrgeizig und wissbegierig und haben gemeinsam, dass ihre Suche nach Wissen kontinuierlich und biografisch ausgeprägt ist. Diese Fälle weisen auf herausragende Leistung als Bewältigungsstrategie zur Vermeidung von Marginalisierung und Stigmatisierung hin (Verwiebe et al. 2016, S. 2477f.).

Die Vermeidung von Situationen, in denen sie diskriminierende oder marginalisierende Erfahrungen erwarten, ist für die befragten Akademiker*innen mit Migrationshintergrund auch eine zentrale Strategie. Manche Absolventinnen und Absolventen mit Migrationshintergrund berichten, dass sie um unangenehme Situationen aktiv einen großen Bogen machen und versuchen, sich davon zu distanzieren. Eine Befragte beschreibt eine solche Strategie, indem sie sich auf ihren ausländisch klingenden Namen bezieht. Sie bemüht sich, darüber möglichst Stillschweigen zu bewahren – aus ihrer Sicht eine pragmatische Lösung, um Vorurteile bei Bewerbungen und im Berufsleben zu vermeiden. Sie möchte sich von diesen negativen Erfahrungen nicht beeinflussen lassen und versucht jeden direkten Streit zu vermeiden (Verwiebe et al. 2016, S. 2478).

Ein anderer Befragter verwendet eine ähnliche Bewältigungsstrategie. Sein Migrationshintergrund wird im beruflichen Alltag immer wieder thematisiert, insbesondere im Hinblick auf die Ausübung seiner Religion. Bei seinen Versuchen, etwas Freiraum für seine täglichen Gebete zu gewinnen, musste er Autoritäten ausweichen, weil er von denen eine Nichtanerkennung erwartet. Soziale Distanz ist für den Befragten besonders wichtig, wenn es um den Kontakt zu Kolleg*innen geht. Er ist bestrebt, Ereignisse zu vermeiden, bei denen seine Religionszugehörigkeit Aufmerksamkeit erregen könnte, z.B., in einer Bar mit Kolleg*innen Bier trinken. Er nimmt nicht an solchen öffentlichen Aktivitäten teil, um unangenehme Situationen oder voreingenommene Kommentare, z.B., darüber, dass er aus religiösen Gründen keinen Alkohol trinkt, zu vermeiden. Diese Beispiele zeigen, dass Vermeidung ein hohes Maß an Bewusstsein und Verständnis für Diskriminierung erfordert. Die Befragten nutzen detailliertes Wissen über relevante Ausgrenzungsmechanismen, um sich solchen Mechanismen zu entziehen (Verwiebe et al. 2016, S. 2478f.).

Noch eine Befragte aus der Studie mit Akademiker*innen mit Migrationshintergrund in Österreich fand eine Erklärung für ihre negativen Erfahrungen und so konnte sie sich davon distanzieren, um Konflikte und damit unangenehme Gefühle zu vermeiden. Sie begegnete an ihrem Arbeitsplatz verbalen und körperlichen Übergriffen ihrer Vorgesetzten. Zuerst gab sie sich selbst die Schuld für die Konflikte. Danach beschäftigte sie sich intensiv und sehr differenziert mit dem Thema kulturelle Unterschiede. Infolgedessen konnte sie erfolgreich ihre Erfahrungen entpersönlichen bzw. sich von ihren schwierigen Situationen distanzieren, indem sie sich intellektuell mit kulturellen Unterschieden und ihren möglichen Ursachen in Konflikten befasste. Anschließend erzählte sie von Situationen, in denen sie ihr Verhalten bewusst reflektiert und angepasst hatte, um Akzeptanz bei ihren Kolleg*innen zu erlangen. Durch diese Form des Umgangs mit Stigmatisierung und Diskriminierungserfahrungen konnte die Befragte mehr Kontrolle über unangenehme Situationen erlangen und sich durchsetzen (Verwiebe et al. 2016, S. 2479).

Im Laufe der Interviews mit den Akademiker*innen mit Migrationshintergrund wurde auch deutlich, dass das Hinterfragen von Vorurteilen und Stereotypen ein wichtiger Bestandteil ihrer Bewältigungsstrategien ist, die auf einen Umdenkprozess im Gegenüber abzielt. Die Befragten versuchen wiederholt, die Absurdität von Vorurteilen aufzudecken. Eine Befragte bemüht sich mit ihrem entschlossenen und selbstbewussten Auftreten aufzuzeigen, wie mögliche Vorurteile abgebaut werden können (Verwiebe et al. 2016, S. 2480).

Eine Akademikerin mit Migrationshintergrund spricht den Kern der Diskriminierung an, der Unterschiede überhaupt erst auslegt. In Österreich geboren und aufgewachsen, betont sie, dass

dies ihre Heimat sei und sie sich diesem Land verbunden fühlt. Andere, die das Thema Migrationshintergrund thematisierten, empfand sie als lästig. Ein solches Vorgehen würde Menschen auf einen bloßen Teil ihrer Persönlichkeit reduzieren, ohne Rücksicht auf ihre gesamte Identität. Die Befragte sieht ihren Migrationshintergrund eher als nebensächlich und identifiziert sich stärker mit dem Beruf ihrer Wahl. Eine andere Befragte betonte auch, wie häufig sie Vorurteilen und Diskussionen über ihre Herkunft begegnet. Bei Vorstellungsgesprächen stieß sie wegen ihres Kopftuchs häufig auf Ablehnung. Trotzdem entschied sie sich, es von Anfang an offen zu tragen (Verwiebe et al. 2016, S. 2480).

Einige Befragte der Studie reagieren auf diskriminierende Erfahrungen mit Ironie. Das Ironisieren negativer Erlebnisse hilft einer Akademikerin mit Migrationshintergrund, mit der Diskriminierung umzugehen. Sie bedient sich der Ironie, um sich in unangenehmen Situationen zu wehren oder durch ein „*unerwartetes Eingreifen*“ den Kommunikationsverlauf zu ändern (Verwiebe et al. 2016, S. 2481f.).

Klvaňová (2019) führte eine qualitative Untersuchung unter Migrant*innen durch, die nach 1989 aus Weißrussland, der Ukraine und der Russischen Föderation in die Tschechische Republik gezogen sind und langfristig in der Tschechischen Republik leben. Ihre Studie leistet einen Beitrag über Konstruktion der symbolischen Grenzen der Zugehörigkeit. Sie forscht das vernachlässigte Thema der Rolle des kollektiven Gedächtnisses und insbesondere des kulturellen Traumas in den Aushandlungsprozessen der symbolischen Grenzen zwischen Immigrant*innen und Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft. Dazu wird der Fall der Einwanderung nach dem Kalten Krieg aus drei Ländern der ehemaligen Sowjetunion – Weißrussland, der Ukraine und Russland – in die Tschechische Republik untersucht. Der Schwerpunkt liegt auf den Erfahrungen von Migrant*innen, denen die Verantwortung für „1968“ übertragen wurde - der Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen in der Tschechoslowakei und ihre anschließende Besetzung durch die sowjetische Armee. Es wurden 26 biographische narrative Interviews in zwei tschechischen Städten, Prag und Brunn, durchgeführt. Die Analyse der Erzählungen von Migrant*innen über ihre alltäglichen Begegnungen mit Tschech*innen fördert das Verständnis symbolischer Grenzziehungsprozesse, indem zwei Arten von Bewältigungsstrategien identifiziert werden, die Migrant*innen anwenden, um das ihnen im tschechischen Einwanderungskontext auferlegte Stigma der Täter anzufechten. Die erste beinhaltet „Differenzierung“, die darauf abzielt, die symbolischen Grenzen zwischen Tätern und Opfern neu zu ziehen. Die zweite Antwort ist die „Individualisierung“, bei der sich Migrant*innen vollständig von den vergangenen Gewalttaten des Sowjetregimes distanzieren (Klvaňová 2019, S. 136, 142).

Interessant ist, dass das Thema „1968“ zunächst nicht Hauptgegenstand der Recherche war und sich erst im Zuge der Datenerhebung und -analyse als wichtiges Thema in der Aushandlung der symbolischen Grenzen der Zugehörigkeit unter den Migrant*innen herauskristallisierte. Es wurden von den Befragten wiederholt Geschichten darüber mitgeteilt, wie sie von einfachen Tschech*innen beschuldigt wurden, die Besatzer zu sein, oder wie sie oft provoziert wurden, um über die Ereignisse von 1968 zu diskutieren. Die Stigmatisierung der Täter*innen war eines der Stereotypen, mit denen diese Migrant*innen unter anderem konfrontiert waren, wie zum Beispiel die Verbindung mit der Mafia, billige Arbeitskräfte, Rückständigkeit und unzivilisierte Manieren oder Prostitution, je nach Kontext der Interaktion mit Tschech*innen (Klvaňová 2019, S. 143).

Nach Angaben der Migrant*innen führt ihre Identifizierung als „Russen und Russinnen“ oft zu feindseligen Blicken, erniedrigenden Bemerkungen, unangenehmen Gesprächen und verbalen Beleidigungen. Einige Migrant*innen fühlten sich bei der Arbeits- oder Wohnungssuche sowie bei der Behandlung durch die Behörden oder der Lehrer*innen diskriminiert. Die Erzählungen der Befragten deuten darauf hin, dass den meisten Migrant*innen aus der ehemaligen Sowjetunion das Stigma der Russen und Russinnen als Täter*innen erst nach ihrer Ankunft in der Tschechischen Republik bewusst wurde, wo sie in der sozialen Interaktion mit Tschech*innen in die Position der ehemaligen Kolonisator*innen versetzt wurden. Ihre Positionierung in der Rolle der Besatzer*innen am für sie überraschend oder sogar als schockierendes Ereignis. Sie erinnern sich an Begegnungen mit unbekannten Menschen, die sie Russisch oder Tschechisch mit einem als russisch empfundenen Akzent sprechen hörten – tschechische Freunde, Verwandte, Kolleg*innen, Lehrer*innen, Vertreter*innen des öffentlichen Dienstes, potenzielle Arbeitgeber*innen und Mainstream-Medien. Bei all diesen Begegnungen werden sie mit Vorwürfen konfrontiert, die Besatzer*innen zu sein, und sie werden herausgefordert, in irgendeiner Weise zu reagieren (Klvaňová 2019, S. 144f.).

Die Befragten versuchen, mit den traumatischen Gefühlen der Tschech*innen mitzufühlen, aber sie fühlen sich auch persönlich beleidigt, dass sie als Besatzer*innen wahrgenommen werden. Um damit umzugehen, von den Tschech*innen als Täter*innen angeklagt zu werden, benutzen die Migrant*innen hauptsächlich zwei Bewältigungsstrategien. Die erste ist „Differenzierung“, die darauf abzielt, symbolische Grenzen zwischen Täter*innen und Opfern neu zu ziehen. Wenn die kollektive Verantwortung der Nation abgelehnt wird, wird dann die Position der eigenen nationalen Gruppe als die des unschuldigen Opfers neu definiert und die Schuld den sowjetischen Machthabern zugeschrieben. Die zweite ist „Individualisierung“, indem individuelle Verantwortung für die Invasion von 1968 und die anschließende Besetzung

hinterfragt und zurückgewiesen wird. Jüngere Befragte lehnen die Verantwortung für die Taten der Vorgängergeneration ab, indem sie diese Strategie benutzen und behaupten, nichts mit 1968 gemeinsam zu haben (Klvaňová 2019, S. 146-151).

Die vorgestellte Studien zeigen, dass Stigmatisierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien in der Migrationsgesellschaft breit und international erforscht werden. Doch die Forschungslücke, die aufgedeckt wurde, betrifft Erfahrungen mit Stigmatisierung russischer Migrant*innen in Österreich und ihre Bewältigungsstrategien. Aus diesem Grund wurde dieses Thema für die Forschung im Rahmen meiner Masterarbeit ausgewählt. Meine Forschung liefert wesentliche Ergebnisse über Stigmatisierungserfahrungen und bezügliche Bewältigungsstrategien russischer Migrant*innen in Österreich und leistet damit einen Beitrag zu Forschungen der Migration und sozialer Ungleichheit.

I. Theoretischer Rahmen

2. Begriffserklärung

In diesem Kapitel werden wichtige Begriffe in Bezug auf Migration und Migrant*innen, die in dieser Masterarbeit verwendet werden, erklärt.

2.1. Migrationsgesellschaft, Migration und Migrant*innen

Migrationsgesellschaft ist eine Gesellschaft, deren Grundlage Migration von Menschen ist, was auch anerkannt wird (Panagiotidis 2019). Vom Begriff „Migration“ spricht man in der Soziologie, *„wenn Menschen ihren Lebensmittelpunkt über einen längeren Zeitraum hinweg verlagern“* (Treibel 2008, S. 295). Die Vereinten Nationen definieren Migrant*innen als Personen, *„die ihren üblichen Wohnort für einen Aufenthalt von mehr als einem Jahr verlassen“* (Treibel 2008, S. 295). Der Begriff „Migration“ wird in der Öffentlichkeit oft negativ assoziiert und mit dem Wunsch von Migrant*innen nach wirtschaftlichem Gewinn in Verbindung gebracht. Es werden auch häufig sprachliche und kulturelle Unterschiede zwischen Migrant*innen und ständigen Mitgliedern der Gesellschaft diskutiert. Die Betonung dieser Unterschiede hängt oft mit Beanspruchung zusammen, Migrant*innen in die Gesellschaft des Ziellandes zu integrieren. Es werden auch oft den Migrant*innen manche unerwünschte Merkmale zugeschrieben, die ihre soziale Darstellung beeinflussen. Außerdem wird illegale Zuwanderung in der Öffentlichkeit immer mehr thematisiert, deswegen werden Migrant*innen in der Gesellschaft derzeit hauptsächlich als Bedrohung aufgefasst (Schmidt 2020, S. 67).

Migration kann auch zu sozialen Ungleichheiten führen oder bestehende soziale Ungleichheiten verschärfen. Gleiches gilt für die Kategorisierung von Migrant*innen, die im Allgemeinen durch die Einwanderungsgesetze des Ziellandes bezeichnet werden. So werden Migrant*innen verschiedene Rechte eingeräumt, die sich auf die mögliche Aufenthaltsdauer auswirken können und auch den Zugang zum Arbeitsmarkt und zum Bildungssystem umfassen. Integration im Zusammenhang mit Zuwanderung jeglicher Art spielt auch eine große Rolle im gemeinsamen Leben aller Menschen in der Gesellschaft. Soziale Ungleichheiten können jedoch entstehen oder zunehmen, wenn Migration und Integration in den Zielländern für manche Menschen größere Barrieren darstellen als für andere (Schmidt 2020, S. 68f.).

2.2. „Ausländer*in“

Der Begriff „Ausländer*in“ wird oft verwendet, um eine Person, die das Land ihrer/seiner Staatsangehörigkeit verließ und sich vorübergehend oder permanent in einem anderen Land aufhält, zu beschreiben. Die Begriffe „Ausländer*in“ und „Inländer*in“ sind ergänzend zueinander und *„bezeichnen verschiedene Formen staatlicher, sozialer und kultureller Zugehörigkeit“* (Geisen 2018, S. 1325). Im Rahmen der Politik bezieht sich der Begriff „Ausländer*in“ auf eine Staatsbürgerschaft und wird als eine Kategorie, unter der die Regierung die Bevölkerungsbewegungen überwacht, verwendet. Im sozialen Bereich unterscheidet der Begriff die sozialen Gruppen von Menschen in Hinsicht auf die Herkunft, um jede Gruppe einzeln betrachten und forschen zu können. In der empirischen Sozialforschung wurde der Begriff „Ausländer*in“ einige Zeit verwendet, um Migrant*innen innerhalb eines Landes zu erkennen. In der Öffentlichkeit wurde der Begriff „Ausländer*in“ zu einem abfälligen Begriff, indem den Migrant*innen die Zugehörigkeit zu Staat und Gesellschaft verweigert wird (Geisen 2018, S. 1325f.).

Wenn es um den Begriff „Ausländer*in“ geht, spricht man nicht nur von einer Rechtskategorie, vielmehr wird es heute noch in einem abwertenden Sinne verwendet, um Migrant*innen zu bezeichnen, die nicht zur Gesellschaft gehören. Die Grundlage dafür besteht vor allem darin, dass Gesellschaft als Nationalstaat verstanden wird. Eine Nation, die als begrenzt präsentiert wird und auf der Einheit von Bevölkerung, Staat und Territorium basiert, aber diese Einheit wird dann durch die permanente Zuwanderung von Migrant*innen „ruiniert“ (Geisen 2018, S. 1332).

Im Hinblick auf Gleichberechtigung und Teilhabe soll man die Frage stellen, wie es die Gesellschaft vermeiden kann, dass der Status von „Ausländer*innen“ dauerhaft wird und von Generation zu Generation weitergegeben wird. Für die Demokratie eines Landes geht es weniger um die Einbürgerung von Migrant*innen als vielmehr um die generationenübergreifende Festigung des „Ausländerstatus“, weil damit sich der Sinn der demokratischen Organisation der Gesellschaft in Bezug auf Migrant*innen verliert (Geisen 2018, S. 1332f.).

2.3. Migrationshintergrund

Der Begriff „Migrationshintergrund“ taucht erstmals 1998 in einem Bericht der Bundesregierung in Deutschland auf. Es wurde eingeführt, um alle Menschen nicht deutscher Abstammung abzudecken. Das liegt auch daran, dass Begriffe wie „Staatsangehörigkeit“ und

„Nationalität“ allmählich ungenau werden. Auf der einen Seite erlangen immer mehr Menschen nichtdeutscher Herkunft die deutsche Staatsbürgerschaft, auf der anderen Seite leben und wachsen Millionen deutsche Staatsbürger*innen in anderen Kulturen auf und sprechen andere Sprachen. Der Zusammenhang zwischen Staatsbürgerschaft und Herkunft, Sprache und Kultur wird zunehmend fragwürdiger. Problematisch ist diese Entwicklung für Fächer wie Deutsch als Zweitsprache oder Interkulturelle Bildung, da es immer schwieriger wird, mit Hilfe statistischer Daten potenzielle Zielgruppen zu identifizieren, deren Klientel deutschstämmige Menschen sind. Obwohl es ursprünglich der Zweck des Begriffs war, wird er doch in der Wirklichkeit anders benutzt. Der Begriff „Migrationshintergrund“ bezieht sich auf die Menschen mit ausländischer Herkunft, aber er dient nicht nur als eine sozialwissenschaftliche Kategorie für die Statistik, sondern er wird eher ein Synonym für den Begriff „Ausländer*in“, besonders im Alltag des Menschen (Scarvaglieri & Zech 2013, S. 205f.).

Aus diesem Grund kann der Begriff „Migrationshintergrund“ eine wichtige Rolle in der Stigmatisierung der Migrant*innen spielen. Scarvaglieri und Zech (2013) untersuchten in ihrem Beitrag die tatsächliche Verwendung des Begriffs „Migrationshintergrund“ in deutschen Zeitungen und rekonstruierte seine Bedeutung anhand der Verwendung des Begriffs in der deutschen Sprachgemeinschaft. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass der Begriff „Migrationshintergrund“ verwendet wird, um zwischen „echten“ Deutschen und Menschen zu unterscheiden, die offiziell Deutsche sind, sich aber nicht der deutschen Gemeinschaft zugehörig fühlen. Generell zeigt die Sprachanalyse, dass der Begriff „Migrationshintergrund“ folgendes Wissen über die Menschen hervorruft, denen er zugeschrieben wird: *sie sind anders bzw. fremd, sie müssen gefördert und integriert werden und sie stellen damit insgesamt ein Problem für die Mehrheitsgesellschaft dar* (Scarvaglieri & Zech 2013, S. 218). Die eigentliche Ausdrucksfunktion dieses Begriffes ist, dass er es ermöglicht, „Deutschstämmige“ („ohne Migrationshintergrund“) von „Anderen/Fremden“ („mit Migrationshintergrund“) unabhängig von Nationalität oder Staatsangehörigkeit zu unterscheiden. Der „Migrationshintergrund“ ermöglicht es auf diese Weise, die Änderung des Staatsangehörigkeitsrechts dahingehend rückgängig zu machen, dass soziale Ausgrenzung durch die Homogenisierung einer Gruppe heterogener Anderer verstärkt und normalisiert wird. Durch die Etablierung von Abstammung und Kultur als entscheidende Merkmale sozialer Unterschiede wird der „Migrationshintergrund“ zur Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheit genutzt (Scarvaglieri & Zech 2013, S. 222f.).

3. Stigma und Stigmatisierung

Das Stigma-Konzept wird auf eine enorme Bandbreite von Umständen angewandt, was ihre eindeutige und einzige Definition erschwert. Trotz der großen Interessensüberschneidungen ist die Forschung von Stigma multidisziplinär und umfasst Beiträge von Soziolog*innen, Psycholog*innen, Anthropolog*innen und Politikwissenschaftler*innen. Sogar innerhalb von Disziplinen nähern sich Menschen dem Stigma-Konzept aus unterschiedlichen theoretischen Richtungen, die etwas unterschiedliche Visionen davon hervorbringen, was in das Konzept aufgenommen werden sollte. So haben unterschiedliche Bezugsrahmen zu unterschiedlichen Konzeptualisierungen geführt (Link & Phelan 2001, S. 365).

Goffman war der Erste, der versuchte, den Begriff des „Stigma“ zu erklären. Goffman (1983) bezeichnet Stigma als eine Situation, in der eine Person von der vollen gesellschaftlichen Akzeptanz ausgeschlossen ist. Er diskutiert, dass der Begriff „Stigma“ in Bezug auf eine Eigenschaft verwendet wird, die *„zutiefst diskreditierend“* ist (Goffman 1983, S. 11). Aber er betont, dass dies eine Terminologie von Beziehungen und nicht von Eigenschaften erfordert. Dieselbe Eigenschaft kann sowohl die Normalität als auch die Stigmatisierung einer Person unterstützen, deswegen ist sie als Sache an sich weder lobenswert noch diskreditierend. Nach Goffman ist Stigma also *„eine besondere Art von Beziehung zwischen Eigenschaft und Stereotyp“* (Goffman 1983, S. 12). Wenn eine Person mit dem Stigma bezeichnet wird, bedeutet es, dass sie nicht das ist, was von der Person erwartet wird. Menschen, die von den Erwartungen nicht abweichen, werden als normal bezeichnet, dadurch wird eine stigmatisierte Person nicht normal, sogar unmenschlich wahrgenommen. Unter dieser Prämisse beteiligen sich „normale“ Menschen an allen Arten von effektiver Diskriminierung, wenn auch oft, ohne nachzudenken, wodurch die Lebenschancen der stigmatisierten Person verringert werden. Man erstellt eine „Geschichte“ über stigmatisierende Person, um ihre soziale Abwertung und ihre potenzielle Schadeinwirkung zu begründen (Goffman 1983, S. 13f.). *„Das Problem Stigma stellt sich (...) nur da, wo es von allen Seiten irgendwelche Erwartungen gibt, dass die unter einer gegebenen Kategorie subsumierten Individuen eine bestimmte Norm nicht bloß unterstützen, sondern auch realisieren sollen“* (Goffman 1983, S. 15).

Smith (2007) definiert Stigma als ein vereinfachtes, standardisiertes Bild von Scham bestimmter Menschen, das von der gesamten Gemeinschaft geteilt wird. Stigma ist also eine Botschaft, die eine Gemeinschaft verbreitet, um ihre Mitglieder zu lehren, unehrenhafte Menschen zu identifizieren und entsprechend zu reagieren. Stigma entwickelt sich aus Stereotypen, die als formelhafte und allzu vereinfachte Vorstellungen über eine Gruppe und

ihre Mitglieder definiert werden. Wie bei Stereotypen im Allgemeinen widersteht Stigma, wenn es einmal gelernt wurde, den Veränderungen, auch wenn die Beweise es nicht stützen. Man kann Ausnahmen für eine Person machen, ohne die Grundüberzeugungen zu ändern (z. B. Er ist zu nett für einen Russen). Somit hat Stigma eine gemeinsame Grundlage mit Vorurteilen, die als negative Stereotypen und Diskriminierung beschrieben werden, und Verhaltensweisen, die aus Vorurteilen herauskommen (Smith 2007, S. 464).

Um das effektive Funktionieren von Gruppen sicherzustellen, stellen Menschen bedrohliche Eigenschaften oder Verhaltensweisen in der Gesellschaft fest, kennzeichnen Personen mit diesen Eigenschaften oder Verhaltensweisen und stellen sicher, dass nicht vertrauenswürdige Personen von zukünftigen Interaktionen ausgeschlossen werden. So fängt der Prozess der Stigmatisierung an. Laut Smith (2007) ist Stigma ein soziales Konstrukt, das von Gemeinschaftsmitgliedern geteilt wird, die sich schützen wollen. Stigmatisierung ist ein Prozess, der die Anerkennung der Einordnung einer Person in eine Gruppe auf der Grundlage eines oder mehrerer Unterscheidungsmerkmale und die anschließende Abwertung der markierten Person beinhaltet (Smith 2007, S. 466).

Die Botschaften im Stigma liefern wesentliche Hinweise, um Individuen zu unterscheiden und diese „andere“ Individuen als separate soziale Einheit zu klassifizieren. Außerdem enthalten sie wesentliche Hinweise, die diese ausgeschlossene Gruppe mit körperlicher und sozialer Gefahr in Verbindung bringen. Stigma gibt der stigmatisierten Person die Verantwortung oder Schuld, weil sie ein Teil der stigmatisierten Gruppe ist und die damit verbundenen Gefahren bringt. Diese wesentlichen Hinweise fördern die Aktivierung von Stereotypen, lösen emotionale Reaktionen, wie z. B., Ekel, Wut und Angst, und damit verbundene Handlungstendenzen aus, die alle zur Bildung von Stigmatisierung beitragen. Wenn Menschen diese Botschaften hören, können sie sie mit anderen in der Gruppe teilen, da Stigma-Botschaften Solidarität innerhalb der Gruppe und Unterscheidung von anderen bieten (Smith 2007, S. 463).

Die Kommunikation über Stigmatisierung stellt Inhalte bereit, die schnell Aufmerksamkeit erregen, Stereotypisierung und die wahrgenommene Identität der stigmatisierten Gruppe fördern und Gründe und emotionale Reaktionen liefern, um den Zugang zu der Gesellschaft für die stigmatisierten Gruppen einzuschränken, damit die Gemeinschaft geschützt wird. Zu diesem Zweck umfasst die Kommunikation des Stigmas vier Kategorien von Inhaltshinweisen: (1) kategoriale Markierungen der stigmatisierten Gruppe, (2) die Bezeichnung der stigmatisierten Gruppe als separate Einheit, (3) die Verantwortung für die Einordnung in der stigmatisierten Gruppe und für resultierende Bedrohung der Gruppe, und (4) Warnung vor Gefahren der stigmatisierten Gruppe und Erinnerung an nicht gekennzeichnete Mitglieder, sich

zu schützen und gemeinsame Bemühungen zur Beseitigung von Bedrohungen zu unterstützen. Ein Grund, warum Stigma-Botschaften so mächtig sind, liegt darin, dass ihre Merkmale – Markierungen, Gruppenbezeichnungen, Verantwortung und Gefahr – die Einstellungen des Stigmas zugänglich machen, die Bildung von Einstellungen fördern und automatisch gewisse Verhaltensreaktionen vorherbestimmen. Diese einstellungsbildenden Merkmale des Stigmas machen diese Beziehungen auch wichtiger und verlockender, sie mit anderen zu teilen (Smith 2007, S. 467f.).

In der Konzeptualisierung der Stigmatisierung von Link und Phelan (2001) existiert Stigma, wenn die folgenden miteinander verbundenen Komponenten zusammenlaufen. (1) Menschen unterscheiden und benennen menschliche Unterschiede. (2) Vorherrschende kulturelle Überzeugungen verknüpfen gekennzeichnete Personen mit unerwünschten Eigenschaften bzw. mit negativen Stereotypen. (3) Gekennzeichnete Personen werden in verschiedene Kategorien eingeteilt, um ein gewisses Maß an Trennung von „uns“ von „anderen“ zu erreichen. (4) Gekennzeichnete Personen erleben Statusverlust und Diskriminierung, die zu ihrer Ungleichbehandlung führen. (5) Stigmatisierung ist von sozialer, wirtschaftlicher und politischer Macht abhängig, *„that allows the identification of differentness, the construction of stereotypes, the separation of labeled persons into distinct categories, and the full execution of disapproval, rejection, exclusion, and discrimination“* (Link & Phelan 2001, S. 367). Man braucht Macht, um andere stigmatisieren zu können. Daher wird der Begriff Stigma verwendet, wenn Elemente der Kennzeichnung, Stereotypisierung, Trennung, Statusverlust und Diskriminierung in einer Machtsituation gleichzeitig auftreten (Link & Phelan 2001, S. 367).

In diesem Stigma-Konzept ist die Komponente der Macht von großem Interesse. Die Rolle der Macht bei der Stigmatisierung wird häufig übersehen, weil Machtunterschiede in vielen Fällen so selbstverständlich sind, dass sie unproblematisch erscheinen. Wenn man an Geisteskrankheiten, Fettleibigkeit, Taubheit (oder Migrationshintergrund) denkt, konzentriert man sich eher auf die Merkmale, die mit diesen Zuständen bzw. Positionen verbunden sind, als auf Machtunterschiede zwischen Menschen, die sie haben, und Menschen, die sie nicht haben. Aber selbst unter diesen Umständen ist Macht für die gesellschaftliche Stigmatisierung unerlässlich (Link & Phelan 2001, S. 375).

Hier ist ein Beispiel, das Link und Phelan (2001) in ihrem Beitrag benutzen, um die Wesentlichkeit der Machtkomponente in der Stigmatisierung zu beschreiben:

“One way is to recognize that stigmatized groups often engage in the same kinds of stigma-related processes in their thinking about individuals who are not in their stigmatized group. Consider for example patients in a treatment program for people with serious mental illness. Patients in such a setting

are likely to identify and label human differences in staff members. For instance, they might tag some clinicians with the label “pill pusher” and apply stereotypes connected with the labels they create such as that pill pushers are cold, paternalistic, and arrogant. Finally, they might treat the people they identify as pill pushers differently in accordance with the conclusions they have drawn about them by avoiding or minimizing communication with them, exchanging derogatory comments and jokes about them, and so on. Thus, although the patients might engage in every component of stigma we identified, the staff would not end up being a stigmatized group. The patients simply do not possess the social, cultural, economic, and political power to imbue their cognitions about staff with serious discriminatory consequences” (Link & Phelan 2001, S. 376).

Dieses Beispiel zeigt, dass ähnliche Szenarien wie das gerade beschriebene für alle möglichen anderen Umstände existieren, in denen relativ machtlose Gruppen Merkmale und Stereotypen über mächtigere Gruppen schaffen und Mitglieder der mächtigeren Gruppe in Übereinstimmung mit diesen Stereotypen behandeln. Jedoch betonen Link und Phelan, dass einige der kognitiven Komponenten von Stigma vorhanden sein könnten, was sie aber allgemein mit Stigma meinen, würde in solchen Fällen nicht existieren. Diese Erkenntnis verdeutlicht, warum bei der Definition von Stigma auf Machtunterschiede Bezug genommen werden muss (Link & Phelan 2001, S. 376).

Das Stigma-Konzept von Link und Phelan (2001) wurde von Link und seinen Kolleg*innen (2004) weiterentwickelt, indem die Komponente der emotionalen Reaktion hinzugefügt wurde. Emotionale Reaktionen sind entscheidend für das Verständnis des Verhaltens sowohl von Personen, die stigmatisieren, als auch von stigmatisierten Personen. Aus der Sicht der Personen, die stigmatisieren, ist die Identifizierung menschlicher Unterschiede, die Verknüpfung dieser Unterschiede mit unerwünschten Merkmalen und die Trennung der gekennzeichneten Person in eine separate Gruppe der „Anderen“ meistens mit Emotionen wie Wut, Gereiztheit, Unruhe, Mitleid und Angst verbunden. Stigmatisierte Personen könnten auf solche sozialen Prozesse mit Gefühlen wie Verlegenheit, Scham, Angst, Entfremdung oder Wut reagieren. Emotionale Reaktionen können auch als eine Feststellung der Stigmatisierung angesehen werden, indem sie von der stigmatisierten Person in sozialer Interaktion identifiziert werden können. Zum Beispiel, in Gegenwart einer psychisch kranken Person könnte eine Person eine Kombination aus Mitleid und Angst empfindet. Deswegen könnte sie ihre Stimme modulieren, indem sie leise und in einem unnatürlich ruhigen Ton spricht, was der psychisch kranken Person signalisiert, dass sie „anders“ wahrgenommen wird. Aus diesen Gründen müssen emotionale Reaktionen in die breite Konzeptualisierung von Stigma einbezogen werden (Link et al. 2004, S. 513)

Stigma bzw. Stigmatisierung ist sehr eng mit dem Begriff der „Diskriminierung“ verbunden. Deswegen ist es wichtig den Begriff der Diskriminierung hier auch zu klären. Die oben vorgestellten Definitionen der Stigmatisierung lassen eine Schlussfolgerung zu, dass sich Stigma auf eine Kategorisierung, Einstellung oder Überzeugung bestimmter Personen bezieht. Währenddessen ist Diskriminierung ein abwertendes Verhalten, das sich aus diesen Kategorisierungen, Einstellungen und Überzeugungen ergibt. Hormel und Scherr (2010) definieren Diskriminierung als *„Äußerungen und Handlungen, die sich in herabsetzender oder benachteiligender Absicht gegen Angehörige bestimmter sozialer Gruppen richten“* (Hormel & Scherr 2010, S. 7).

Van Laer und Janssens (2011) beschreiben den Unterschied zwischen offensichtlichen und subtilen Formen der Diskriminierung, indem sie fünf Elemente, auf denen die Unterscheidung basiert, identifizieren: Offenheit, Intentionalität, einfache Interpretation, Verbreitung und Akzeptanz in der Gesellschaft. Unter offensichtliche Diskriminierung werden vor allem Formen der Diskriminierung verstanden, die offen, vorsätzlich und relativ leicht als Diskriminierung zu erkennen sind. Sie sind aber in der Gesellschaft weniger akzeptiert und seltener anzutreffen. In der Regel sind dies auch die Arten von Diskriminierungen, die rechtlich angefochten werden können. Subtile oder alltägliche Diskriminierung hingegen bezieht sich auf Formen der Diskriminierung, die die Gesellschaft durchdringen, weniger sichtbar und oft sehr mehrdeutig für die Betroffenen sind. Sie ist nicht leicht als Diskriminierung zu erkennen und wird oft nicht nach Antidiskriminierungsgesetzen geahndet. Subtile Diskriminierung erfolgt in gemeinsamen, alltäglichen Interaktionen oft unbewusst oder/und unbeabsichtigt. Sie nimmt die Form von Belästigung, Witzen, Unhöflichkeit, Vermeidung und anderen Arten von respektloser Behandlung an (Van Laer & Janssens 2011, S. 1205).

Abbey und ihre Kolleg*innen (2011) behaupten, dass Diskriminierung als eine Aktion der Stigmatisierung erscheint und als Exklusion, Ablehnung und Abwertung handelt. Diskriminierung kann auf persönlicher Ebene stattfinden oder durch gesellschaftliche und strukturelle Ungleichheiten hervorgerufen werden (Abbey et al. 2011, S. 1).

3.1. Gruppenzugehörigkeit: Wir vs. die Anderen vs. Fremde

Im Verständnis der Stigmatisierung spielt eine Einordnung der Menschen in verschiedene Gruppen eine große Rolle. Bauman (2000) betrachtet in seinem Buch *„Vom Nutzen der Soziologie“* die Aufteilung der Menschen in „Wir“ und „die Anderen“ Gruppen. Von jedem Individuum finden alle Mitglieder der Menschheit ihren Platz auf einer imaginären Linie, die soziale Distanzierung darstellt. Diese Distanz nimmt zu, wenn die Menge und Intensität der

sozialen Interaktion abnehmen. Wenn man eine beliebige Person als Ausgangspunkt für diese Linie wählt, dann sind die Menschen, die ihm/ihr am nächsten stehen, – ihre/seine Mitmenschen. Mit denen hat diese Person eine direkte und nahe Beziehung. Ihre/seine Mitmenschen nehmen nur einen kleinen Teil der größeren Fläche ein, die von seinen/ihren Zeitgenossen bewohnt wird. Die Zeitgenossen sind die Menschen, die zur selben Zeit wie diese Person leben und eine direkte Beziehung zu ihm/ihr haben könnten. Ihr/sein praktisches Wissen über solche Zeitgenossen ist natürlich ganz anderes. Manche sieht man als Individuen, bei anderen beschränkt sich ihr/sein Wissen darauf, sie Typen (oder Gruppen) zuzuordnen und sie als Repräsentant*innen einer Klasse zu sehen (z. B. Rentner, Südamerikaner, Reiche, Bürokraten usw.). Je weiter man auf der imaginären Linie von ihnen entfernt ist, desto verallgemeinerter und standardisierter sind ihre/seine Wahrnehmungen und damit ihre/seine Reaktionen auf diese Menschen: die mentale Einstellung ihnen gegenüber und das tatsächliche Verhalten ihnen gegenüber (Bauman 2000, S. 58f.).

Die beiden Arten von Nähe – geistige und körperliche – stimmen nicht unbedingt überein. In dicht besiedelten Orten, wie den Zentren von Großstädten, im öffentlichen Verkehr usw. sind wir körperlich nah zu einer großen Anzahl von Menschen, mit denen wir wenig oder gar keine geistige Verbindung haben. Geistige oder moralische Intimität liegt in unserer Fähigkeit (und Bereitschaft) zum *„Zusammengehörigkeitsgefühl: andere Menschen als Subjekte, wie wir selbst es sind, wahrzunehmen, mit dem Recht, ihre eigenen Ziele zu verfolgen, mit Gefühlen, die unseren ähnlich sind, und mit einer ähnlichen Fähigkeit, Freude und Schmerz zu empfinden“* (Bauman 2000, S. 60). Das Zusammengehörigkeitsgefühl beinhaltet oft Empathie, die Fähigkeit und die Bereitschaft, sich in die Lage des anderen zu versetzen und die Dinge durch ihre/seine Perspektive zu sehen. Dazu gehört auch die Fähigkeit, mitfühlend zu sein – die Gefühle der anderen zu empfinden. Diese Form der Solidarität ist das sicherste Zeichen geistiger und moralischer Verbundenheit. Mit zunehmender Entfernung kann es schrumpfen und sich verlieren (Bauman 2000, S. 60).

Der Unterschied zwischen „Wir“ und „die Anderen“ repräsentiert nicht nur zwei unterschiedliche Personengruppen, sondern zwei völlig unterschiedliche Haltungen – emotionale Nähe und Abneigung, Vertrauen und Misstrauen, Sicherheit und Angst, Kooperationsbereitschaft und Kampfbereitschaft. „Wir“ bezieht sich auf die Gruppe, der ich selbst angehöre. Ich bin sehr vertraut mit dem, was in dieser Gruppe vor sich geht - daher weiß ich, was zu tun ist, und fühle mich sicher und wohl. „Die Anderen“ hingegen beziehen sich auf eine Gruppe, der ich nicht angehören kann oder will. Infolgedessen ist mein Wissen darüber, was in dieser Gruppe vor sich geht, vage und fragmentiert. Ich verstehe ihr Verhalten kaum,

was es von Natur aus unvorhersehbar und daher für mich beängstigend macht. Es scheint vernünftig anzunehmen, dass „die Anderen“ für meine Vorbehalte und meine Befürchtungen auf dieselbe Weise vergelten, dass sie ihrerseits Zweifel gegen mich hegen und mich kränken, ebenso wie ich sie. Daher gehe ich davon aus, dass ihre Handlungen gegen meine Interessen verstoßen, dass sie mir Schaden und Schmerz zufügen wollen und sich freuen würden, wenn ich unglücklich wäre (Bauman 2000, S. 60f.).

Das Verständnis der Gruppenzugehörigkeit kann von Mummendey und ihren Kolleg*innen (2009) noch übersichtlicher erläutert werden. Sie meinen, dass die meisten Menschen dazu neigen, die Grenzen ihrer eigenen Gruppe nicht leicht zu erkennen. Erst wenn unterschiedliche Gruppen in einem gemeinsamen sozialen Umfeld wahrgenommen werden, wird die entsprechende Gruppenzugehörigkeit sichtbar. Nur dann macht es für einzelne Mitglieder Sinn. Erst die Existenz von Minderheitengruppen und die relativen Abgrenzungen zwischen ihnen und fremden Gruppen machen den Mehrheitsgruppenmitgliedern deutlich, dass sie nicht vorbehaltlos alle Menschen vertreten, sondern an den Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Gruppen teilhaben (Mummendey et. al., 2009, S. 45). *„Aus der Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe und der mentalen und affektiven Bedeutung dieser Zugehörigkeit erfahren wir unseren Platz in der Welt: Wer wir sind und wer wir nicht sind, wie wir sein wollen und wie wir nicht sein wollen. [...] Wir erfahren unsere soziale Identität als wesentlichen Teil unseres Selbst“* (Mummendey et. al., 2009, S. 46).

Die Kategorisierung in „Wir“ und „Die Anderen“ ist notwendig, um Teilnehmer*innen der Eigengruppe erkennen zu können, was für soziale Kommunikation und erfolgreiches Überleben wichtig ist. Normalerweise kennen wir Symbole der Eigengruppe und sie werden für uns als positiv bewertet. Wenn die Symbole anderer auffallen, werden sie als fremd wahrgenommen, was deutlich verstörend sein kann und hinterfragt wird. Man bevorzugt die Eigengruppe und benachteiligt die Fremdgruppe, da *„wenn wir gut sind, scheinen die anderen, die ja anders sind als wir, notwendigerweise weniger gut zu sein“* (Mummendey et. al., 2009, S. 47). Einerseits sind solche Phänomene, wie soziale Kategorisierung und die Identifikation mit der eigenen Gruppe, wichtige Aspekte der Beschreibung und Feststellung unserer Identität, da sie unser Selbst definieren und unseren eigenen Platz im sozialen Umfeld bestimmen, was für Kommunikation mit anderen Menschen bedeutsam ist. Andererseits produzieren sie die Unterscheidung zwischen der Eigen- und Fremdgruppe und ein Eigengruppen-Bias bzw. Bevorzugung der eigenen gegenüber der anderen Gruppe, was soziale Stigmatisierung und Diskriminierung verursachen kann (Mummendey et. al., 2009, S. 47f.).

Zwischen der „Wir“-Gruppe und der Gruppe der „Anderen“ zieht Bauman (2000) noch eine Gruppe heraus, die in einer Migrationsgesellschaft im Prozess der sozialen Kategorisierung entsteht. Er diskutiert, dass Menschen fast nie *„exakt und vollständig im Gegensatz“* zueinander stehen (Bauman 2000, S.81). Sie können in manchen Hinsichten unterschiedlich sein und in anderen - ähnlich. Ihre Unterschiede sind selten so krass und rückhaltlos, wie es ihre Zuordnung zu gegensätzlichen Gruppen vermuten lässt. Die meisten individuellen Merkmale können als langsame, subtile und oft unmerkliche Variationen beschrieben werden. Da sich die verschiedenen Eigenschaften von Menschen überschneiden und sich Variationen allmählich ausdifferenzieren, schafft jede Trennlinie unweigerlich eine Grauzone auf beiden Seiten der Grenze, in der es nicht möglich ist, die Zugehörigkeit von Menschen zu der einen oder anderen der durch die Grenze implizierten gegensätzlichen Gruppen sofort zu unterscheiden. Diese unerwünschte, aber unvermeidbare Zweideutigkeit wird als bedrohlich empfunden, weil sie die Situation verkompliziert und den Menschen das Vertrauen raubt, Haltungen für ein inneres oder äußeres Umfeld zu wählen – sei es umweltbewusstes Miteinander oder kämpferische und feindselige Ablehnungshaltung. In dieser Grauzone befinden sich Fremde (Bauman 2000, S.81).

Das Interessanteste ist, dass der Fremde keine unbekannte Person ist, sondern die außergewöhnliche Eigenschaft eines Fremden besteht gerade darin, dass er weithin bekannt ist. Um jemanden als Fremden zu bezeichnen, muss man zunächst viel über ihn oder sie wissen. Wäre es nicht so, wären sie dann bloß „Niemande“. Sie würden in den vielen gesichtslosen, austauschbaren Rollen, denen Menschen täglich meist unauffällig, ohne ihre Aufmerksamkeit zu fordern begegnen, verschwinden. Man sieht solche Hintergrundfiguren, nimmt sie aber nicht wahr. Fremde sind im Gegenteil dazu sehr auffällig. Sie befinden sich ständig in der Umgebung, so dass man sie aus der Nähe beobachten muss, will man es oder nicht, sie sind ein integraler Bestandteil der Welt, in der man lebt. Sie verhalten sich, als ob sie wie „Wir“ sind, sie sprechen „unsere“ Sprache, imitieren „unsere“ Lebensweisen, aber sie sind nicht „Wir“. „Unser“ Lebensstil kommt ihnen nicht als selbstverständlich vor. Alles, was man gewöhnt ist, kann hinterfragt werden und verwirrend dargestellt werden. Es gibt keine Deutlichkeit mehr. Gerade weil man sich ihrer Existenz bewusst ist und weil man ihre Existenz nicht einfach als irrelevant abtun kann, fällt es schwer, sie zu verstehen. Sie sind eigentlich weder nah noch fern. Sie gehören weder zu „uns“ noch zu „anderen“. Es ist unverständlich, ob sie Freunde oder Feinde sind. Daher verursachen sie Verwirrung und Angst. Man weiß nicht genau, wie man sich mit ihnen zu verhalten hat, was von ihnen zu erwarten ist, was sie tun werden (Bauman 2000, S. 79).

Bauman überträgt die Verwirrung und Angst sehr gut, wenn man den Fremden begegnet, indem er schreibt:

„Indem sie [Fremde] den „Durchgang“ geschafft haben, bewiesen sie, dass die scheinbar so sicheren Grenzen alles andere als undurchlässig sind. Dieses Vergehen allein reichte schon aus, sich über sie zu ärgern und sie dorthin zu wünschen, woher sie gekommen sind: Ihr bloßer Anblick verbreitet Unsicherheit, etwas vage Gefährliches umgibt sie. Indem sie ihren Herkunftsort verließen und sich bei uns einfanden, haben sie eine Großtat vollbracht, die uns argwöhnen lässt, sie verfügten über eine fürchterliche und geheimnisvolle Macht, der wir nicht widerstehen könnten, eine List, der wir nicht gewachsen wären; sie hegten böse Absichten gegen uns und würden höchstwahrscheinlich ihre erschreckende Überlegenheit zu unserem Nachteil einsetzen“ (Bauman 2000, S. 85).

Wenn Fremde eindeutig als nicht „Wir“ identifiziert werden können und anders bleiben können, indem sie akzeptieren, dass die Welt, in der „Wir“ leben, sich von der Welt, in der die „Anderen“ leben, unterscheidet und nicht verwechselt oder verwirrt werden sollte, dann werden sie relativ harmlos sein. Anders gesagt, wenn sie „Niemande“ bleiben könnten bzw. bei ihrem Erscheinen ignoriert werden dürften, würden sie dann nicht als eine Bedrohung angesehen werden. Sobald die Grenzen jedoch nicht mehr so eindeutig sind, wie früher, und sich möglicherweise sogar die letzte Klarheit verliert, steigt die Wahrscheinlichkeit von Spannungen drastisch an, was Anfeindungen und sogar Aggressionen hervorrufen kann (Bauman 2000, S. 88). In diesem Zusammenhang kann man sagen, dass Migrant*innen zur Gruppe der Fremden gehören. Sie verfügen nicht nur über fremde, „ängstliche“ Merkmale, Symbole und soziale Bewertungen der Gruppe der „Anderen“, sondern verursachen auch Angst und Verwirrung, weil sie sich nach der Migration in der „Wir“-Gruppe befinden wollen. Die Verwischung der klaren Grenzen zwischen der Gruppe der „Anderen“ und der „Wir“-Gruppe, die Migrant*innen als angekommene Fremde auslösen, führt dazu, dass in der „Wir“-Gesellschaft neue symbolische und soziale Grenzen gezogen werden können, um mit dieser Unklarheit und „Unordnung“ umzugehen.

3.2. Konzept der symbolischen Grenzen

Michèle Lamont und ihre Kolleg*innen (2015) bezeichnen „Symbolische Grenzen“ als Linien, die einige Menschen, Gruppen und Dinge definieren und einschließen, und gleichzeitig andere ausschließen. Diese Unterscheidungen können durch normative Verbote (Tabus), kulturelle Einstellungen und Praktiken, Vorlieben und Abneigungen ausgedrückt werden. Sie spielen eine wichtige Rolle bei der Schaffung von Ungleichheit und Machtausübung. Der Begriff „Symbolische Grenzen“ bezieht sich auch auf die internen Unterscheidungen von

Klassifikationssystemen und insbesondere auf zeitliche, räumliche und visuelle kognitive Unterscheidungen (Lamont et al. 2015, S. 850).

Krstić (2022) beschreibt in seinem Beitrag die Entwicklung des Konzepts symbolischer Grenzen, das drei Hauptphasen durchgelaufen ist. Die erste Phase ist durch eine implizite Verwendung symbolischer Grenzen gekennzeichnet und lässt sich grob als Zeitraum zwischen der Veröffentlichung von Durkheims und Webers Werken bis in die sechziger Jahre eingrenzen. In der zweiten Phase sind Themen symbolischer Systeme und indirekter Formen der Macht zusammengelaufen und wurde das Konzept symbolischer Grenzen explizit gemacht, indem es in Studien zu spezifischen Phänomenen angewendet wird: Geschmack, Aufteilung des sozialen Raums, Manieren, Abweichung, Wissen, Wissenschaft und so weiter. Die Grenzen wurden zwar analysiert aber ohne Verwendung der Sprache symbolischer Grenzen. Die dritte Phase beginnt mit der Verwendung des Begriffs „Symbolische Grenzen“ von Michèle Lamont und den umfassenden Bemühungen um dessen Präzisierung, der Ausarbeitung von Forschungsverfahren und -techniken sowie theoretischer Integration der Literatur über Grenzen für Weiterentwicklung dieses Konzepts (Krstić 2022, S. 62).

Lamont und ihre Kolleg*innen (2015) betonen die Rolle der zwei Gründungsväter der Soziologie bei der Gestaltung der Literatur über symbolische Grenzen: Emile Durkheim und Max Weber. In ihrem Beitrag beschreiben sie, dass Durkheim sich für Klassifikationssysteme und ihre Beziehung zur moralischen Ordnung interessierte. Man kann sagen, dass er Gesellschaft durch ihre symbolischen Grenzen definierte: Gesellschaft ist das Teilen einer gemeinsamen Definition des Heiligen und des Profanen, ähnlicher Verhaltensregeln und einer gemeinsamen Einhaltung von Ritualen und Verboten, die die inneren Bindungen innerhalb einer Gemeinschaft identifizieren. Laut ihm stimmen die Grenzen einer Gruppe mit den Grenzen überein, die das Heilige vom Profanen unterscheiden. Max Weber konzentrierte sich im Gegensatz zu Durkheim weniger auf soziale Solidarität und mehr auf die Rolle symbolischer Grenzen bei der Schaffung sozialer Ungleichheit. Er war der Meinung, dass Menschen sich in einem ständigen Kampf um knappe Ressourcen befinden. Deswegen diskriminieren sie verschiedene Gruppen aufgrund ihrer kulturellen Merkmale wie Lebensstil, Sprache, Bildung, Rasse oder Religion. Sie bilden Statusgruppen, deren Überlegenheit gegenüber anderen Gruppen definiert ist. Sie bilden privilegierte Beziehungen innerhalb der Gruppenmitglieder und definieren bestimmte Voraussetzungen für einen Zugang zur Gruppe und Interaktion mit Außenseiter*innen von niedrigeren Status. Sie berufen sich auf ihren höheren Status und besondere gemeinsame Lebensregeln, um ihre Monopolisierung von Ressourcen zu

rechtfertigen. Kulturelle Verständnisse über Statusgrenzen haben daher einen starken Einfluss auf die soziale Position und den Zugang zu Ressourcen (Lamont et al. 2015, S. 850f).

Außerdem zeichnen Lamont und ihre Kolleg*innen den Einfluss von Pierre Bourdieu auf die Entfaltung des Konzepts symbolischer Grenzen aus. Die Frage, wie sich Grenzen mit der Produktion von Ungleichheit überschneiden, bekam in seinen Werken eine große Aufmerksamkeit. In den Vereinigten Staaten wurden von Kulturosoziolog*innen Bourdieus theoretische Behauptungen bewertet und seine Arbeit genutzt, um die kulturellen Aspekte von Klassen-, Geschlechter- und Rassenungleichheit zu beleuchten. Bourdieu zeigt, wie sich die Logik des Klassenkampfs auf den Bereich des Geschmacks und des Lebensstils verbreitet und dass die symbolische Klassifizierung der Schlüssel zur Reproduktion von Klassenprivilegien ist: Dominante Gruppen definieren ihre eigene Kultur als überragend. Dadurch üben sie „*symbolische Gewalt*“ aus, d.h. sie setzen eine bestimmte Bedeutung als legitim durch, während sie die Machtverhältnisse verbergen, die ihrer Kraft zugrunde liegen. Sie definieren legitime und dominierte Kulturen im Gegensatz: Der Wert kultureller Präferenzen und Verhaltensweisen wird relational um binäre Gegensätze (oder Grenzen) wie höher/niedriger, rein/unrein, distinguiert/vulgär und ästhetisch/praktisch definiert. Die legitime dominante Kultur, die sie dadurch definieren, wird von Gruppen benutzt, um kulturelle Distanz und Nähe zu markieren, Privilegien zu monopolisieren und neue Mitglieder für hohe Statuspositionen auszugrenzen und zu rekrutieren. Kulturelle Praktiken haben durch die Einbeziehung kultureller Dispositionen zwangsläufig und unbewusst klassifizierende Wirkungen, die soziale Positionen prägen (Lamont et al. 2015, S. 851f).

Krstić schreibt, dass Michèle Lamont und ihre Kolleg*innen den wesentlichsten Beitrag zur Erläuterung und theoretischen Systematisierung sowie empirischen Anwendung des Konzepts symbolischer Grenzen leisteten. Das Konzept symbolischer Grenzen von Lamont besteht aus einer Kombination Durkheim'scher und Weber'scher Traditionen und der Kritik an Bourdieus Idee eines direkten Zusammenhangs zwischen Lebensstilen und sozialer Hierarchisierung und Gruppenbildung. Der Ansatz wurde entwickelt, der die Grenzen betont, die Menschen benutzen, um andere Menschen, Geschmäcker, Positionen, Praktiken und Manieren zu kategorisieren. Gleichzeitig wurden von Lamont und ihren Kolleg*innen Bewertungsrepertoires, die im Dienst symbolischer Differenzierung im Alltag stehen, empirisch erforscht (Krstić 2022, S. 64).

Im Konzept der symbolischen Grenzen von Lamont spielen Kriterien eine große Rolle, auf die sich Menschen stützen, um zwischen mehr und weniger wertvollen Individuen zu unterscheiden. Diese Kriterien spiegeln wider, wie Menschen entscheiden, mit welchen Arten

von Menschen sie sich verbinden bzw. welche Arten von Menschen sie mögen und welche Arten von Menschen sie vermeiden bzw. nicht mögen. Auf einer allgemeineren Ebene wird von Bewertungskriterien für die Unterscheidung in die Gruppen „Wir“ und „die Anderen“ gesprochen, die den überragenden Status der eigenen Gruppe betonen. Auf Basis dieser Kriterien ziehen Menschen so Grenzen, indem sie hohe Statussymbole verwenden, sodass die „andere“ Gruppe als niedriger gegenüber der „eigenen“ Gruppe positioniert wird. Hier kommt es auf die Messung des Grades der Starrheit der Grenzen an, also der Distanz, die gegenüber Angehöriger „anderer“ Gruppen gewahrt werden muss, um die Wichtigkeit des Status im jeweiligen Kontext klar und konsequent zu signalisieren. Diese Dimension steht in engem Zusammenhang mit der Dimension der Ausschlusskriterien der „Wir“-Gruppe, die wichtige Elemente ihrer Identität und wichtige Unterschiede zwischen ihrer Gruppe und der Gruppe der „Anderen“ betonen. Damit Gruppen funktionieren können, müssen sie „die Anderen“ außerhalb ihrer Grenzen halten, und dazu müssen sie außergewöhnliche Eigenschaften definieren, insbesondere in Bezug auf diese „Anderen“. Dies kann anhand sowohl eines Kriteriums der Reinheit/Unreinheit erfolgen, als auch anderer Kriterien, wie attraktiv/unattraktiv, wünschenswert/unerwünscht usw. Zusätzlich zu den Ausschlusskriterien ist es wichtig zu betonen, dass diese Unterschiede sich durch verschiedene Medien ausdrücken können, etwa durch normative Verbote, kulturelle Praktiken oder Muster von Vorlieben und Abneigungen. Zusammen tragen diese beiden Dimensionen symbolischer Grenzen zur Entwicklung einer komplexen Sichtweise des Status bei, indem eine ständige Schaffung und Reproduktion von Grenzen und die Entwicklung einer schnellen Klassifizierung der Daten für Verwendung in verschiedenen sozialen Kontexten auferlegt werden (Krstić 2022, S. 64f.).

Daher betont das Konzept der symbolischen Grenzen die Gruppendynamik durch das Studium sowohl gemeinsamer Überzeugungen, Definitionen und Perspektiven, als auch signifikanter Unterschiede zwischen Gruppen. Das Konzept umfasst die dynamische Dimension sozialer Beziehungen, in denen Gruppen miteinander konkurrieren und auf der symbolischen Ebene in Konflikt sind. Der Zweck eines solchen Konflikts besteht darin, den Standpunkt anderer herabzusetzen und den eigenen durchzusetzen, wodurch eine prestigeträchtige Position eingenommen wird. Aus solchen Beziehungen bzw. Konflikten ergeben sich oft Bedingungen für die Produktion sozialer Ungleichheit, die auf nationalen, ethnischen, klassenmäßigen, rassischen, beruflichen, geschlechtlichen, sexuellen oder kulturellen Ebenen erzeugt werden können (Krstić 2022, S. 65).

Um all diese Elemente der Gruppendynamik zu erfassen, umfasst das Konzept mehrere wichtige Aspekte: Bedeutungen und Identitäten werden als vielfältig, pluralisch, dezentriert

und relativ verstanden; Grenzen, die zwischen verschiedenen Identitäten bzw. Gruppen gezogen werden, sind mehrdeutig: sie können je nach Beziehung und Kontext, in dem Differenzierung stattfindet, unterschiedliche Eigenschaften annehmen (Krstić 2022, S. 65).

Außerdem ist es wichtig, den Unterschied zwischen symbolischen und sozialen Grenzen aufzuklären. Lamont und Molnár (2002) beschreiben in ihrem Beitrag, dass symbolische Grenzen konzeptionelle Unterscheidungen sind, die soziale Akteure treffen, um Objekte, Menschen, Praktiken und sogar Zeit und Raum zu klassifizieren. Sie sind Werkzeuge, die Einzelpersonen und Gruppen benutzen, um die Realität zu definieren und um zu einer Einigung zu gelangen. Ihre Untersuchung ermöglicht es, die dynamischen Dimensionen sozialer Beziehungen zu erfassen, während Gruppen bei der Produktion, Verbreitung und Institutionalisierung alternativer Systeme und Klassifikationsprinzipien konkurrieren. Symbolische Grenzen teilen auch Menschen in Gruppen auf und schaffen ein Gefühl von Ähnlichkeit und Gruppenzugehörigkeit. Sie sind ein wichtiges Medium, durch das Menschen Status erlangen und Ressourcen monopolisieren (Lamont & Molnár 2002, S. 168).

„Social boundaries are objectified forms of social differences manifested in unequal access to and unequal distribution of resources (material and nonmaterial) and social opportunities“ (Lamont & Molnár 2002, S. 168). Nur wenn symbolische Grenzen weitgehend vereinbart werden, können sie einen restriktiven Charakter annehmen und das soziale Miteinander bedeutsam gestalten. Auch und nur dann können sie zu sozialen Grenzen werden (Lamont & Molnár 2002, S. 168f.). Die Staatsbürgerschaftsgesetze sind, zum Beispiel, starre soziale Grenzen, aber sie basieren auf der flexiblen Aufteilung symbolischer Grenzen, die notwendig sind, um diesen Ausschluss zu definieren. Während jedoch soziale Grenzen institutionalisiert werden, verändern sich symbolische Grenzen durch Klassifizierungskämpfe, in denen Mehrheitsgruppen versuchen, mit ihrem Status verbundene Privilegien aufrechtzuerhalten (Bail 2008, S. 39). Symbolische Grenzen existieren auf der intersubjektiven Ebene, während soziale Grenzen als Gruppen von Individuen erscheinen, deswegen sollten sie als gleichermaßen bedeutend und real betrachtet werden. Auf der kausalen Ebene können symbolische Grenzen als notwendige, aber unzureichende Bedingung für die Existenz sozialer Grenzen betrachtet werden (Lamont & Molnár 2002, S. 169).

Symbolische Grenzen werden oft verwendet, um soziale Grenzen zu erzwingen, aufrechtzuerhalten, zu normalisieren oder zu rationalisieren, wie beispielsweise die Verwendung kultureller Marker bei Klasseneinteilungen oder die Verwendung kognitiver Stereotypen bei der Geschlechterungleichheit. Symbolische Grenzen werden aber auch verwendet, um die Bedeutung sozialer Grenzen zu hinterfragen und neu zu definieren.

Außerdem gibt es auch interkulturelle Unterschiede darin, wie symbolische und soziale Grenzen verbunden sind. Migrant*innen können, zum Beispiel, symbolische Grenzen von einem kulturellen Kontext in einen anderen verschieben. In manchen Fällen können symbolische Grenzen so deutlich werden, dass sie soziale Grenzen aufheben. Im Beispiel Deutschlands folgte dem Verschwinden sozialer Grenzen zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen nicht das Verschwinden symbolischer Grenzen, sondern deren Verstärkung. Imaginäre symbolische Gemeinschaften, die durch neue Informationstechnologien aufrechterhalten werden, werden auch vollständig durch symbolische Grenzen statt durch soziale Netzwerk-basierte Gemeinschaften organisiert (Lamont & Molnár 2002, S. 186).

Christopher A. Bail (2008) schlägt einen Grenzarbeitsansatz vor, der die Aufmerksamkeit auf die relative Bedeutung oder Konfiguration mehrerer symbolischer Grenzen (z. B. Rasse, Religion, Sprache, Kultur oder Humankapital) erfordert. Dies verleiht dem Konzept des sozialen Beweises nicht nur die dringend benötigte Präzision, sondern ermöglicht auch die Frage, ob die Konfiguration symbolischer Grenzen die Interessen von Gruppen im Wettbewerb um soziale Ressourcen offenbart. Zum Beispiel haben frühere Forschungen gezeigt, dass symbolische Grenzen auf der Grundlage der Rasse, die zunehmend stigmatisiert werden, während der internationale antirassistische Diskurs wächst, durch Religion, Sprache, Kultur und sogar Humankapital ersetzt wurden. Durch die Untersuchung der gesamten Konfiguration symbolischer Grenzen kann festgestellt werden, wie ehemals rassistisch geschützte soziale Grenzen neu verhandelt werden. Auf diese Weise versucht die Grenzarbeitsliteratur zu erklären, warum die meisten Gruppen bestimmte symbolische Grenzen wählen, einige Gruppen einschließen und andere ausschließen (Bail 2008, S. 39).

Bail beginnt mit der Entwicklung eines Rahmens für das Studium der Grenzarbeit auf der Makroebene und gibt einen kurzen Überblick über die Einwanderung nach Europa von 1945 bis 2003. Dann macht er eine Literaturreview zu symbolischen Grenzen in drei Regionen Europas und hebt dabei Faktoren auf der Makroebene hervor, innerhalb und zwischen den Regionen. Als nächstes entwickelt er eine Typologie symbolischer Grenzkonfigurationen, indem er eine Kombination von „Fuzzy-Set“-⁵-Techniken auf Daten anwendet, die aus Fragen an hypothetischen Migrant*innen im European Social Survey von 2003 stammen. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass die von der Öffentlichkeit gezogenen symbolischen Grenzen nicht den in der Literatur betonten offiziellen Integrationsphilosophien entsprechen (Bail 2008, S. 38).

⁵ „Fuzzy cluster analysis“ (FCA) (Bail 2008, S. 48).

In seiner Forschung findet Bail heraus, dass Österreich, das Vereinigte Königreich, Frankreich, Deutschland, Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Slowenien - die folgenden gemeinsamen Merkmale haben: (1) Sie befinden sich im Kern Westeuropas. (2) Sie erhielten in den Jahrzehnten nach dem Ersten Weltkrieg eine beträchtliche Einwanderung, entweder aus Gastarbeiterabkommen mit Ländern an der europäischen Peripherie (einschließlich der Türkei und Nordafrika) oder aus ehemaligen Kolonien. Aus diesem Grund stellen (3) Migrant*innen heute einen beträchtlichen Teil der Gesamtbevölkerung dar, und (4) hat sich der öffentliche Diskurs über Einwanderung über Jahrzehnte entwickelt und ist daher differenzierter als der der neuen Einwanderungsländer (Bail 2008, S. 55).

Diese Länder sind durch starke sprachliche und kulturelle symbolische Grenzen und schwache rassische und religiöse Grenzen gekennzeichnet. Die Betonung von Sprache und Kultur in diesen Ländern kann darauf zurückzuführen sein, dass die Ankunftsgesellschaft die Permanenz der Einwanderung akzeptierten. Wenn die zweite Generation nicht-weißer und nicht-christlicher Migrant*innen heranwachsen, werden Rassen- und Religionsunterschiede möglicherweise nicht nur weniger auffällig, sondern auch weniger politisch haltbar. Während sich der öffentliche Diskurs zwangsläufig von der Unterbringung zur Integration von Immigrant*innen verlagert, können Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft sich mehr Sorgen um die Langlebigkeit ihrer sprachlichen und kulturellen Identität machen. Sie erkennen vielleicht, dass Sprache und Kultur die Privilegien des Gruppenstatus garantieren, die zuvor durch Rasse oder Religion „geschützt“ waren. Diese Einstellungen könnten durch aktuelle Berichte über eine „segmentierte“ oder „nach unten gerichtete“ Assimilation von Migrant*innen der zweiten Generation verstärkt werden, deren Schwierigkeiten, soziale Grenzen zu überschreiten, auch ihre „symbolische“ Integration hemmen können (Bail 2008, S. 54, 55).

Ungeachtet des Ausmaßes der Ernüchterung der zweiten Generation wird die Integrationsfrage in den meisten dieser Länder als gemeinsames soziales Problem wahrgenommen. Mit Ausnahme Sloweniens nehmen diese Länder seit langem an Diskussionen über die Harmonisierung der Einwanderungspolitik auf EU-Ebene teil und kennen die Integrationsstrategien des jeweils anderen sehr gut. Dies könnte zu einer Konvergenz in der Konfiguration symbolischer Grenzen geführt haben, die von der breiten Öffentlichkeit eingesetzt werden, da diese Diskussionen in einen universellen Menschenrechtsdiskurs eingezwängt sind, der gruppenbasierte Ausgrenzung stigmatisiert, aber individuelle Ausgrenzung aufgrund von Sprache, Kultur und Humankapital sanktioniert (Bail 2008, S. 55).

Bail baut diese Argumentation auf Gellners Theorie des Nationalismus auf, die darauf hindeutet, dass verschiedene Komponenten einer Gruppenidentität als Reaktion auf Bedrohungen durch Fremdgruppen hervortreten. Wenn Rasse oder Religion die „Wir“-Gruppe von den „Anderen“ nicht trennen können, sagt Gellners Theorie voraus, dass sprachliche und kulturelle Grenzen zum primären Mechanismus für den Ausschluss zwischen Gruppen werden. Auch wenn nicht klar ist, ob sich die europäische Gesellschaft heute darüber im Klaren ist, dass solche Prozesse ihre Einstellung gegenüber Migrant*innen beeinflussen können, so kann das nationale Selbstverständnis, das im Zuge des Nation-Building entsteht, vom Weg abhängen. Natürlich ist die Konfiguration symbolischer Grenzen nur einer von vielen Faktoren, die die Integration von Migrant*innen in die Ankunftsgesellschaften prägen. Während die sozioökonomische und rechtliche Segregation von Migrant*innen nicht ignoriert werden kann, kann die Rolle symbolischer Grenzen bei der Schaffung und Aufrechterhaltung sozialer Grenzen ebenfalls nicht ignoriert werden (Bail 2008, S. 56).

II. Empirische Untersuchung

4. Methodisches Vorgehen

Forschungsmethoden sind immer in einem spezifischen Kontext eingebettet und müssen an diesen angepasst werden. Dieser Zusammenhang umfasst beispielsweise die Forschungsfrage, die Charakteristika des Untersuchungsgebiets, den Stand der Forschung und verfügbares theoretisches und methodisches Wissen, die Eigenschaften des Materials und der Ergebnisse, die mit bestimmten Untersuchungs- und Interpretationsverfahren gewonnen wurden, sowie das Vorwissen und die Fähigkeiten der Forscher*in (Froschauer & Lueger 2009, S. 10). Die Empirische Forschung, die in dieser Masterarbeit präsentiert wird, wurde im Rahmen der qualitativen Sozialforschung und des interpretativen Paradigmas durchgeführt, um die interessierenden Forschungsfragen zu untersuchen. Interpretative Sozialforschung konzentriert sich auf die Konstruktion empirischer Wirklichkeit und geht damit immer von unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen aus. Nach diesem Verständnis ist interpretative Forschung selbst ein spezifischer Prozess der Schaffung von Realitätskonstruktionen, die empirische Daten theoretisieren und auf diese Weise ein möglichst verlässliches Wissen über ein Fachgebiet aufbauen (Froschauer & Lueger 2009, S. 10).

Das Forschungsziel qualitativer Forschung ist es, den Entstehungsprozess sozialer Wirklichkeit in ihrer sinnvollen Struktur zu rekonstruieren. Um eine soziale Wirklichkeit rekonstruieren zu können, muss ein/e Forscher*in aber berücksichtigen, dass für die qualitative Sozialforschung eine Person nicht nur ein Objekt der Forschung, sondern auch Subjekt der Erkenntnis ist. Deswegen kann es nicht das Ziel des Forschungsprozesses sein, Objektivität im wissenschaftlichen Sinne herzustellen, da dies ein Stehen außerhalb von Kultur, Gesellschaft und Geschichte voraussetzt. Soziales Handeln als sinnvolles Handeln zu untersuchen, erfordert ein Verständnis der Bedeutung der verwendeten (sprachlichen) Symbole, die grundsätzlich vom jeweiligen Kontext abhängen. Möglichkeiten, andere zu verstehen, basieren in erster Linie auf der Annahme, dass es ein gemeinsames Repertoire an Symbolen für eine Kultur gibt, das bedeutet, dass andere Menschen ein ähnliches Bewusstseinsniveau haben. Zweitens basiert es auf dem Austausch der Aussichten und der Fähigkeit der Person, sich gedanklich in die Lage des anderen hineinversetzen zu können (Lamnek & Krell 2016, S. 44). Aus diesem Grund habe ich das Thema meiner Masterarbeit gewählt. Ich komme aus Kasachstan und meine Muttersprache ist Russisch, deswegen ist mir der kulturelle Kontext der Russen und Russinnen sehr bekannt. Dadurch, dass ich viele Gemeinsamkeiten mit den Menschen aus

Russland, die in Österreich leben, habe, kann ich sie gut verstehen und ihre Realität nachvollziehen. Aber ich komme doch nicht aus Russland, was mir eine bestimmte Distanz zur Forschung gewährleistet. Über meine Rolle der Forscherin reflektiere ich mehr im Kapitel „4.2.3. Meine Rolle als Forscherin im Feld und Ablauf der Interviews“.

4.1. Feld

„*Qualitative Forschung ist Feldforschung*“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 47). Es ist wichtig, mit dem, was auf dem Studiengebiet vor sich geht, vertraut zu sein, bevor man eigentlich die Untersuchung durchführt. Diesen Prozess nennt man die Felderschließung. Die Felderschließung bedeutet „*die Reflexion über die Bedingungen des Forschungsfeldes und über dessen Ausdehnung*“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 58). Die Felderschließung beginnt noch vor der tatsächlichen Erhebung und mit der Aufgabe, das Forschungsfeld kennenzulernen. Zu einer solchen Vorbereitung gehört selbstverständlich eine umfassende Literaturrecherche zum Thema. Je nach Fragestellung und Forschungsinteresse wird diese Phase der Felderschließung unterschiedlich strukturiert, kann unterschiedlich lang sein und kann sich teilweise über die gesamte Studiendauer erstrecken. Es ist wichtig, die Schritte, die in diesem Stadium unternommen werden, in einem Forschungstagebuch zu dokumentieren (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 58).

In manchen Forschungsprojekten kann es ausreichen, einzelne Befragte anzusprechen, deren Verhalten oder Orientierung in Bezug auf ein bestimmtes Thema von Interesse ist. In diesem Fall besteht die Felderschließung nur daraus, solche Individuen zu finden. Dann wird die Felderschließung nur durch den Kontakt mit den Befragten definiert, die keinem gemeinsamen Feld angehören, außer der Besonderheit, die sie an dem Forschungsprojekt interessiert. Unter solchen Umständen ist ein Zugang außerhalb der Befragten nicht notwendig. Man soll jedoch wichtige Details über ihr Leben bzw. soziodemografische Merkmale des Individuums, wie z.B. Alter, Herkunft, Wohnort, Beruf usw., dokumentieren. Wenn diese Details genau aufgezeichnet werden, können sie in Zukunft bei der Interpretation von Interviews bedeutsam sein (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 58f.).

Es kann auch so sein, dass man an Befragten interessiert ist, die sich dadurch auszeichnen, dass sie sich in einem bestimmten institutionellen Umfeld befinden. In diesem Fall ist der institutionelle Kontext ein Teil des Feldes und muss daher separat erschlossen werden. Obwohl die Befragten einander nicht kennen können, teilen sie einen gemeinsamen institutionellen Kontext, ähnliche Erfahrungen und werden bestimmten institutionellen Regeln unterworfen –

dies soll interpretiert und rekonstruiert werden. Das kann man mithilfe verschiedener Erhebungsmethoden machen (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 59).

In der Forschung meiner Masterarbeit ist das Feld durch die Interviewpartner*innen im Kontext der Migration aus Russland nach Österreich definiert. Die Interviewpartner*innen sind Migrant*innen aus Russland, die in Österreich mindestens ein Jahr leben und mindestens 18 Jahre alt sind. Das Sampling und die Auswahlkriterien werden im Kapitel 4.2.2. „Qualitatives Sampling“ ausführlich beschrieben.

4.2. Erhebung der Daten

Abhängig von dem Forschungsthema und -fokus werden verschiedene Erhebungsmethoden angewendet. Eine fundierte Auswahl an Erhebungsinstrumenten und deren effizienter Umgang sind Voraussetzungen für eine erfolgreiche Forschung. Zu berücksichtigen ist, ob man sich für ein Einzel- oder Gruppenbefragungsformat entscheidet, welche Aspekte der Person in der Befragung berücksichtigt werden sollen und wie die Interviews jeweils durchgeführt werden. Erst nach vollständiger und ordnungsgemäßer Durchführung der Erhebung kann sinnvoll bewertbares Material beschafft werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 104). Für die Forschung im Rahmen meiner Masterarbeit wählte ich als Erhebungsmethode problemzentrierte Interviews nach Witzel (2000), die ich weiter beschreibe und damit auch meine Wahl der Erhebungsmethode argumentiere.

4.2.1. Problemzentrierte Interviews

Problemzentrierte Interviews sind so strukturiert, dass sie möglichst objektive Erkenntnisse über das Verhalten und die subjektiv wahrgenommenen und verarbeiteten sozialen Wirklichkeiten von Individuen erfassen, was in der Sammlung der Stigmatisierungserfahrungen eine zentrale Rolle spielt. Bei problemzentrierten Interviews müssen gewonnene Erkenntnisse in der Datenerhebung und -auswertung in induktiv-deduktive Zusammenhänge eingeordnet werden. Daher wird das allgemeine Vorwissen während der Datensammlung als erfahrungsbasierter Rahmen für die Ideen bei der Erstellung des Fragenleitfadens für das Interview genutzt. Gleichzeitig spiegelt sich das Prinzip der Offenheit auch im Gespräch wider, das das anregt, was die/der Befragte für wichtig hält (Witzel 2000, S.1).

Problemzentriertes Interview folgt drei zentralen Prinzipien, nämlich Problemzentrierung, Gegenstandsorientierung und Prozessorientierung:

- ❖ „Die Problemzentrierung kennzeichnet die Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung und charakterisiert die Organisation des Erkenntnis- oder Lernprozesses“ (Witzel 2000, S. 2). Interviewer*in verwendet vorhandene Kenntnisse der objektiven Realität der forschenden Verhaltensweisen, um die Interpretation des Befragten zu verstehen und die möglichen Missverständnisse zu klären. Bei der Erstellung von umfangreichem und heterogenem Datenmaterial fokussiert die/der Interviewer*in auch darauf, die subjektive Perspektive der Befragten nachzuvollziehen und das Gespräch im Rahmen der untersuchten Problemstellung zu halten (Witzel 2000, S. 2f.).
- ❖ Die Gegenstandsorientierung bedeutet, dass die/der Interviewer/in während der Erhebung und Auswertung flexibel ist und gleichzeitig den untersuchten Gegenstand ständig im Auge behält. Die Interviewtechniken enthalten eine Flexibilität, indem sich die/der Interviewer/in auf die Erzählungen der Befragten konzentriert, die notwendigen Nachfragen stellt und ein gegenstandsorientiertes Gespräch führen kann, unabhängig von den Kommunikationsfähigkeiten der Befragten und der Umstände des Gesprächs (Witzel 2000, S. 3).
- ❖ Die Prozessorientierung ist wichtig während des gesamten Forschungsprozesses, besonders bei der Erhebung, Auswertung und Interpretation der Daten. Fokussiert sich der Kommunikationsprozess darauf, die Handlungen und Wahrnehmungen der Befragten im Rahmen des Forschungsgegenstands zu rekonstruieren, fühlen die Befragten sich dann mehr offen und vertrauensvoll mit der/dem Forscher/in. Dadurch entsteht die Bedingung für die Erinnerungsfähigkeit und Selbstreflexion der Befragten während des Interviews, was die Sammlung von Daten ermöglicht und verbessert (Witzel 2000, S. 3).

Außerdem werden vier Instrumente, die die Durchführung des problemzentrierten Interviews erleichtern, benutzt (Witzel 2000, S. 4):

- ✓ Kurzfragebogen,
- ✓ Tonträgeraufzeichnung,
- ✓ Interviewleitfaden,
- ✓ Postskripte bzw. Interviewprotokolle.

Die Verwendung der drei Prinzipien und der vier Instrumente nach Witzel (2000) half mir acht problemzentrierte Interviews für meine Studie durchzuführen. Im Kurzfragebogen werden allgemeine Information über die Interviewpartner*innen bzw. ihre soziodemografischen Merkmale (wie Geschlecht, Alter, Familienstand, Ethnische Zugehörigkeit / Nationalität,

Staatsbürgerschaft, Heimatstadt in Russland, Aufenthaltsdauer in Österreich, Ausbildung und Beschäftigung) gesammelt. Der Leitfaden unterstützte mich während des Interviews und leitete den Fokus des Gesprächs. Die Aufzeichnung der Interviews erlaubte mir die Interview Transkripte zu erstellen, die danach mit den Interviewprotokollen für die Auswertung und Interpretation der Daten benutzt wurden.

4.2.2. Qualitatives Sampling

„Der Begriff „Sampling“ beschreibt in der empirischen Sozialforschung die Auswahl einer Untergruppe von Fällen, d. h. von Personen, Gruppen, Interaktionen oder Ereignissen, die an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten untersucht werden sollen und die für eine bestimmte Population, Grundgesamtheit oder einen bestimmten (kollektiven oder allgemeineren) Sachverhalt stehen“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 228).

In qualitativen Forschungen können drei Formen des Samplings verwendet werden: Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien, Schneeball-Sampling und Theoretisches Sampling. Das Sampling wird in der qualitativen Forschung nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien definiert, wenn man vorhandene Ergebnisse standardisierter Befragungen genauer untersuchen möchte, um die zugrunde liegenden Zusammenhänge und Kausalitäten zu verstehen. Bei der Erstellung des Sampling wird die Kenntnis über die Verteilung der Sozialstruktur und der kulturellen Merkmale einer bestimmten Bevölkerungsgruppe verwendet. Die Schneeballmethode basiert auf den Verbindungen, die innerhalb des Felds bestehen: Befragte werden durch Empfehlungen der vorhandenen Teilnehmer*innen der Forschung gefunden. Man muss nur eine erste Befragte / ein paar erste Befragte finden, die dann als der Zugang in ein unbekanntes Feld zu anderen Personen gilt / gelten (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 231-236). Da mir als russischsprachige Migrantin das Forschungsfeld schon bekannt ist und ich in meiner Forschung keine Zusammenhänge standardisierter Befragungen untersuchen wollte, sondern eher einem theoriegenerierenden Verfahren folgen möchte, benutzte ich in meiner Studie das Verfahren des theoretischen Samplings, das weiterhin eingehend erklärt wird.

Theoretisches Sampling

Im Prozess des theoretischen Samplings werden die ersten Fälle nicht auf der Grundlage einer zuvor formulierten Theorie ausgewählt, sondern die Auswahl basiert auf einer soziologischen Ansicht im Rahmen der bestimmten forschenden Problemstellung. Die Festlegung der nächsten Fälle kommt dann aus den entwickelten theoretischen Kategorien der vorherigen Fälle heraus und so weiter. Aus diesem Grund können sich die Auswahlkriterien während des

Forschungsprozesses immer wieder verändern, d.h., sie werden laut der in der Forschung entwickelten Theorie adaptiert (Kelle & Kluge 2010, S. 48).

Die Fälle werden ständig während des Untersuchungsprozesses miteinander verglichen, um für die Forschung besondere und wichtige Unterschiede und Ähnlichkeiten aufzudecken und die Auswahlkriterien für neue Fälle zu aktualisieren. Die Ähnlichkeiten in den Fällen versorgen die Untersuchung mit der Gemeinsamkeit der Daten, was theoretische Bedeutsamkeit und Geltung gewährleistet. Die Unterschiede in den Fällen zeigen Heterogenität und Vielfalt des Forschungsfeldes. Der Prozess des theoretischen Sampling kommt dann zum Ende, „*wenn eine ,theoretische Sättigung‘ erreicht ist, d.h. wenn keine theoretisch relevanten Ähnlichkeiten und Unterschiede mehr im Datenmaterial entdeckt werden können*“ (Kelle & Kluge 2010, S. 49).

Da ich in meiner Forschung die Migrant*innen aus Russland in Österreich untersuchen wollte, waren die Bedingungen der russischen Herkunft und des Aufenthalts in Österreich meine Ausgangspunkte für das theoretische Sampling. Es gab nur zwei Kriterien: ein/e Befragte sollte Erwachsene sein, d.h. mindestens 18 Jahre alt und sie/er sollte in Österreich mindestens ein Jahr leben, damit sie/er als Migrant/in gelten kann (siehe die Definition der Migrant*innen im Kapitel 2.1).

Um die Interviewpartner*innen zu finden, entschied ich mich für Anzeigen bzw. Posts in den sozialen Medien, nämlich in den russischen Facebook-Gruppen. Die Gründe dafür waren:

- Die russische Community in Österreich ist meiner Beobachtung nach in Facebook sehr aktiv. Es gibt ständig Posts in Facebook-Gruppen von Menschen aus Russland, die über Ratschläge im Bezug auf das Leben in Österreich fragen, um Hilfe bitten oder bloß einander kennenlernen möchten.
- Anzeigen im Internet geben den Vorteil, dass man damit eine bestimmte Zielgruppe erreichen kann. Das war meine Absicht, da ich die Migrant*innen aus Russland, die in Österreich mindestens ein Jahr leben und mindestens 18 Jahre alt sind, finden wollte. Es gibt Facebook-Gruppen für Russen und Russinnen, die in Österreich leben. Dort postete ich meine Anzeigen, dass ich Interviewpartner*innen für meine Forschung suche. So konnten sich die Freiwilligen bei mir melden und an meiner Studie teilnehmen.
- Diese Herangehensweise stellte die Anonymität der Teilnehmer*innen sicher, da sie sich bei mir privat meldeten und einander nicht kannten. So konnte ich ihre Identitäten anonymisieren und ihre Privatheit schützen.

- Außerdem kannte ich die Teilnehmer*innen vor dem Interview nicht und es gab mir die Möglichkeit, ein Vertrauen mit ihnen aufzubauen und irgendwelche persönlichen Erwartungen und Selbstverständlichkeiten zu vermeiden.

Die theoretische Sättigung für die Forschung meiner Masterarbeit wurde aus den acht Interviewpartner*innen geformt:

- Sieben von acht Personen meldeten sich selbst bei mir und eine Person fragte ich über die Teilnahme an der Studie.
- Es sind sechs Frauen und zwei Männer.
- Sie sind zwischen 21 bis 43 Jahre alt.
- Eine Person ist verheiratet, eine Person ist im Prozess der Scheidung, zwei Personen sind geschieden und vier Personen sind ledig.
- Alle Personen kommen aus verschiedenen Städten in Russland.
- In Österreich leben sie in Wien, Niederösterreich und Oberösterreich.
- Sieben von acht Personen haben eine russische Staatsbürgerschaft und eine Person hat eine österreichische Staatsbürgerschaft.
- Sie leben im Zeitraum zwischen 1,5 und 33 Jahren in Österreich.
- Drei Personen haben einen Abschluss der Pflichtschule als höchste abgeschlossene Ausbildung, zwei Personen haben eine Berufsschule abgeschlossen und drei Personen haben einen Universitätsabschluss.
- Zwei Personen sind Student*innen, die anderen sechs Personen sind in verschiedenen Bereichen beruflich tätig.

Ob *eine theoretische Sättigung* erreicht wurde, kann noch diskutiert werden. Aus der soziologischen Perspektive könnte das theoretische Sampling der Forschung zum Thema „Stigmatisierung in der Migrationsgesellschaft: Erfahrungen und Bewältigungsstrategien von Migrant*innen aus Russland in Österreich“ weiter entwickelt werden, um mehr *theoretisch relevante Ähnlichkeiten und Unterschiede* im Forschungsfeld zu finden (Kelle & Kluge 2010, S. 49). Aber nach der Beratung mit meinem Betreuer wurde beschlossen, im Rahmen der Masterarbeit acht Interviews durchzuführen. Mehr über Limitationen meiner Masterarbeit wird im Kapitel „8. Limitationen der Masterarbeit und Ausblick auf zukünftige Forschungen“ geschrieben.

4.2.3. Meine Rolle als Forscherin im Feld und Ablauf der Interviews

Für die Forscher*innen, die ihr jeweiliges Forschungsfeld bereits aus Sicht der Teilnehmer*innen kennen (wie z.B. in meinem Fall), ist es empfehlenswert zu erinnern, das

Feld aus der Perspektive der Forscherin / des Forschers zu betrachten, da die Dinge aus dieser Sicht anders aussehen (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 79).

Für meine Forschung bedeutet es die Identität der Migrantin und die Rolle der Forscherin ständig zu reflektieren. Um meine subjektiven Erwartungen und Einstellungen in die Forschung nicht zu übertragen und in der Rolle der Forscherin zu bleiben, orientierte ich mich während der Interviews vor allem auf meine Interviewpartner*innen: ich benutzte im Gespräch die Begriffe, die sie für die Beschreibung ihrer Erfahrungen verwenden (z.B., in Hinsicht auf den Krieg: Benennung als „*Situation in der Ukraine*“ oder „*Krieg in der Ukraine*“ usw.); ich bemerkte, welche Themen sie nicht ausführlich besprechen wollten, und deswegen fragte ich nicht mehr nach ⁶ (z.B., für eine Befragte war es schwierig über den Krieg zu reden); während des Gesprächs folgte ich ihrem roten Faden, um den Lauf der Erzählung nicht zu stören. Nach den Interviews verfasste ich Interviewprotokolle, um alle Details des Gesprächs und meine Eindrücke darüber zu dokumentieren.

Außerdem schrieb ich ständig verschiedene Memos über meine Gefühle, Gedanken, Interpretationen der Erzählungen und meine Meinungen zu den in den Interviews besprochenen Themen, die während der Interaktion mit meiner Forschung unvermeidlich auftauchten. So konnte ich meine eigene Perspektive auf die Forschungsprozesse bewusst machen, um unwillkürliche Vorurteile und Verzerrungen möglichst zu vermeiden. Ich betrachtete mich selbst als eine Teilnehmerin der Studie, deren Erfahrungen mit der Stigmatisierung in Kapitel „6. Reflexion der Forschung“ ausführlich beschrieben sind. Das erlaubte mir, meine Identität als Migrantin und meine Rolle als Forscherin so gut wie möglich zu unterscheiden und zu trennen.

Im Laufe der Interviews folgte ich weiter beschriebenen Prinzipien, die mir auch halfen, beide Rollen (als Migrantin und als Forscherin) zu behalten und zu reflektieren, ebenso einen erfolgreichen Kontakt zu den Interviewpartner*innen zu erstellen.

Die Grundprinzipien der Kommunikation mit den Interviewpartner*innen gelten als Richtlinien, die bei der Gewinnung der Interviewpartner*innen und Durchführung der Interviews hilfreich sein können. Ein solches Prinzip ist eine kommunikative Haltung, und es ist besonders wichtig, dieses Prinzip erfolgreich umzusetzen, wenn man in ein neues Feld geht. Charakteristisch für eine kommunikative Haltung ist gegenüber den Befragten offen und empfänglich zu sein. Das bedeutet, z.B., bei der Terminvereinbarung freundlich und flexibel zu sein oder in einigen Fällen manche Empfehlungen anzunehmen, die sich auf die Umstände der

⁶ Mehr darüber wird im Kapitel „Forschungsethik“ beschrieben.

Untersuchung oder des Studiendesigns beziehen. Vor allem geht es aber um den Respekt der Befragten und den Versuch des Verstehens. Eine kommunikative Haltung bedeutet nicht irgendwelchen strengen Verhaltensnormen zu folgen, sondern eher eine offene Annäherung zu den Interviewpartner*innen zu haben (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S.80). Der erste Kontakt mit meinen Interviewpartner*innen war leicht und offen, hauptsächlich da wir die gleiche Sprache – Russisch – sprechen. Ich entschied die Anzeige auf Russisch zu verfassen bzw. zu posten und es ermöglichte mir und meinen Interviewpartner*innen eine Gemeinsamkeit und dadurch eine Vertrauensbasis zu haben. Das Vorliegen meines Migrationshintergrundes gab mir auch einen Bezug zu der Realität meiner Interviewpartner*innen, was mir erlaubte, ein Verständnis und eine Verbindung mit ihnen herzustellen. Ich bot ihnen auch eine Möglichkeit an, das Gespräch auf Russisch zu führen, falls sie kein Deutsch sprechen können bzw. möchten, damit sie sich während des Gesprächs wohl fühlen würden. Eine Person aus den acht Interviewpartner*innen, die ich hatte, stimmte dem zu. Die anderen Interviews wurden auf Deutsch durchgeführt. Die Atmosphären aller Interviews waren freundlich und offen.

Das andere Prinzip, das für gute Kommunikation mit Befragten wichtig ist, ist die Haltung der Authentizität. Der Rat, das Forschungsfeld so genau wie möglich zu kennen, wird oft fälschlicherweise dahingehend missverstanden, indem ein/e Forscher*in ihre/seine Rolle perfekt „spielen“ und mögliche Handlungsfehler im Feld vermeiden soll. Dies wird auch so falsch verstanden, dass man danach streben soll, sich in jedem Fall an die Befragten und ihr Umfeld anzupassen. Dies kann jedoch dazu führen, dass keine Verbindung zwischen der/dem Forscher*in und den Befragten hergestellt werden kann. Wenn man sich verstellt, hat man eine unauthentische Zugehörigkeit zu den Befragten, was als eine Täuschung wahrgenommen werden kann (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 80f.). Als meine Interviewpartner*innen, z.B., mich über meine Herkunft fragten, war ich mit ihnen offen darüber, dass ich aus Kasachstan und nicht aus Russland komme. Als Forscher*in soll man sich über mögliche Verschiedenheiten mit ihren/seinen Befragten, und welchen Einfluss diese haben können, bewusst sein. Aber es bedeutet nicht, dass man ihre/seine Identität oder irgendwelche Charakteristika vor den Befragten verstecken oder ändern muss. Man kann immer einen kreativen Weg finden, wie man damit umgehen kann. Außerdem können die Unterschiede oft das Interesse erzeugen, das für eine gelungene Kommunikation mit Interviewpartner*innen wichtig ist.

In vielen Fällen erleichtert das Prinzip des offenen Interesses den Einstieg in das Feld und die Durchführung der Gespräche. Es ist auch wichtig, Aufmerksamkeit und Ernsthaftigkeit

beizubehalten, wenn Befragte das Interesse an der/dem Forscher*in entwickeln. Nicht nur Forscher*innen interessieren sich für andere gesellschaftliche Kontexte, die ihnen mehr oder weniger fremd sind. Die Befragten können die/den Forscher*in über ihre/seine berufliche Situation, ihre/seine Beziehungen, oder ihre/seine Einschätzung zu bestimmten Themen fragen. Ohne die Rolle der Forscherin/des Forschers und des Befragten zu vergessen, soll man darauf vorbereitet sein, sich tatsächlich bei solchen Gesprächen zu beteiligen – zumindest bis zu einem gewissen Grad (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 81). Während der Interviews teilen oft Befragte ihre persönlichen Details, Erlebnisse und Meinungen zu einem bestimmten Thema und es ist verständlich, wenn sie sich auch für andere Perspektiven und Erfahrungen interessieren. Nach meinen Interviews bekam ich auch oft Fragen über meine Erfahrungen mit der Migration und Stigmatisierung und über mein Leben in Österreich, die ich den Befragten gerne beantwortete.

Die Interviews meiner Forschung dauerten zirka von 30 bis 70 Minuten. Sie wurden sowohl online per Video als auch persönlich durchgelaufen und mit der Zustimmung der Teilnehmer*innen mit einem Gerät aufgezeichnet. Sieben Interviews wurden auf Deutsch und ein Interview wurde auf Russisch durchgeführt. Das russische Interview wurde dann von mir für die Auswertung auf Deutsch übersetzt. Alle Interviewpartner*innen wurden über die Bedingung der Durchführung der Forschung informiert und es wurden alle Fragen zum Thema der Anonymität geklärt. Sie unterschrieben auch die Einwilligungserklärung zur Teilnahme an der Studie. Alle erhobenen Daten wurden vertraulich behandelt, geschützt und anonymisiert. Alle Interviewpartner*innen bekamen Pseudonyme und werden in der Masterarbeit laut ihrer Pseudonyme angesprochen⁷. Mehr darüber wird in nächstem Kapitel erklärt.

4.2.4. Forschungsethik

Wenn man soziale Probleme untersucht und dabei mit Menschen forscht, muss die Forschungsethik besprochen werden. Forschungsethische Fragen sind nicht nur in Bezug auf die Befragten, sondern auch auf die Forscher*innen relevant. In der Forschungsethik geht es um solche Fragen, wie Forschungsbeziehung aufgebaut, gestaltet und beendet wird; wie man mit Befragten umgeht und wie man während der Interaktion mit ihnen mögliche Schwierigkeiten in Hinsicht auf die Forschungsthemen behandelt. Außerdem müssen eventuelle Risiken nicht nur für Befragte, sondern auch für Forscher*innen reflektiert und

⁷ Tatyana Baranowa, Sofia Kusnezowa, Zoya Sokolowa, Regina Popowa, Valentina Morosowa, Irina Gussewa, Oleg Lasarew, Vlad Ossipow.

berücksichtigt werden. Die erforschten Themen können auch für die Forscher*innen eine Belastung und Stress darstellen (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 45).

In meiner Forschung geht es um Stigmatisierungserfahrungen, was für betroffenen Menschen ein schwieriges Thema sein kann. Deswegen war es für mich wichtig, bei der Erstellung und Formulierung der Interviewfragen diesen Aspekt im Auge zu behalten. Die Fragen im Leitfaden bezogen sich auf Erfahrungen der Ausgeschlossenheit, ungleicher Behandlung aufgrund der Stereotype und sozialer Wahrnehmung in Österreich, sie wurden in einer neutralen, respektvollen und nicht-suggestiven Form erstellt. Das wurde gemacht, nicht nur um möglichst offen in der Forschung zu sein, sondern auch um keine unangenehmen Erfahrungen für Befragte zu implizieren und keine negativen Gefühle bei ihnen zu verursachen. Vor dem Interview wurde den Befragten gegenüber explizit betont, dass sie zu jeder Zeit aufhören und/oder sich bestimmten Themen bzw. Fragen verweigern können. Das Thema des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine wurde auch während des Interviews mit Vorsicht und Aufmerksamkeit behandelt. Die meisten Befragten konnten es frei besprechen. Für eine Befragte brachte das Thema viele traurige Gefühle hervor, daher verzichtete ich während des Gesprächs auf weitere Nachfragen dazu. Ich als Forscherin bin der unangenehmen Behandlung, während dem Recruiting der Befragten begegnet. Meine Erfahrungen dazu sind im Kapitel „6.2. Einfluss des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine“ ausführlich beschrieben.

Die Verarbeitung der gesammelten Daten ist auch von großer Bedeutung in der Forschungsethik. Das höchste Prinzip der sozialen empirischen Forschung besteht darin, dass es mit Menschen zusammenhängt, und deswegen darf die Forschung nicht zu ihrem Nachteil führen. Dies schließt die potenziellen negativen Folgen der Forschung für Befragte ein, die möglichst identifiziert und vermieden werden müssen. Jedoch bedeutet es nicht, dass die eigene Verantwortung und die Entscheidungsfähigkeit der Befragten verweigert wird. Die Speicherung von Daten, die während des Forschungszeitraums erhoben und gesammelt wurden, umfasst auch Risiken, beispielsweise wenn diese Daten nicht vollständig vor Fremden geschützt sind. Infolgedessen sind eine ausreichende Anonymität und eine sichere Speicherung von Daten notwendig. Die personenbezogenen Informationen und die anonymisierten Daten müssen separat behaltet werden. Außerdem ist die Behandlung der Daten laut des gesetzlich verankerten Datenschutzes erforderlich (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 45f.).

Für die Studie wurde eine Einwilligungserklärung zur Teilnahme erstellt, in der das Ziel der Forschung, Bedingungen und Ablauf des Interviews, und Behandlung der vertrauten und anonymisierten Daten ausführlich beschrieben wurde. Alle Befragten lasen sie und unterschrieben sie, nachdem alle Fragen und Details bezüglich der Studie geklärt wurden. Die

erhobenen Daten wurden anonymisiert und wurden dann nur mit ihrem entwickelten Pseudonym behandelt bzw. verwendet. Die personenbezogenen Informationen der Befragten wurden mit einem Passwort geschützt und separat von den anderen Daten aufbewahrt. Der Zugang zu dieser vertrauten Information ist nur für mich möglich.

Schließlich muss das Schreiben der Ergebnisse der Forschung und der Form ihrer Veröffentlichungen sicherstellen, dass die Befragten von anderen (Personen und Institutionen) nicht wiedererkennbar sind und in der Darstellung der Ergebnisse nicht persönlich diskreditiert vorgestellt werden. Man soll direkte und langfristige Folgen für Befragte und andere Teilnehmer*innen der Studie beachten. Entscheidungen im Forschungsprozess müssen immer im Hintergrund des Wohlbefindens aller Beteiligten getroffen werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2021, S. 46f.).

4.3. Auswertung und Interpretation der Daten

Es gibt viele verschiedene Auswertungsmethoden in der qualitativen Sozialforschung. Welche Methode für die Auswertung verwendet wird, ist von der Art der gesammelten Daten und dem Ziel einer Forschung abhängig. Für die Auswertung und Interpretation meiner erhobenen Daten wählte ich die Methode der Grounded Theory nach Charmaz (2012), weil sie mit dem Forschungsziel am besten vereinbart ist. Die Beschreibung der Methode und die Begründung der Auswahl werden weiterhin gründlich dargestellt.

4.3.1. Grounded Theory nach Charmaz

Die Grounded Theory Methoden bestehen aus systematischen, aber flexiblen Richtlinien zum Sammeln und Analysieren qualitativer Daten, um Theorien aus den Daten selbst zu konstruieren. Daher konstruieren Forscher*innen „a theory 'grounded' in their data“ (Charmaz 2012, S. 2). Grounded Theory fängt mit induktiven Daten an, verwendet Strategien, die zwischen Daten und Analysen hin und her gehen, und hält die/der Forscher/in mit ihren/seinen Daten und neuen Analysen interaktiv und involviert (Charmaz 2012, S. 2).

Die Methode von Charmaz basiert sich auf Grounded Theory, die ursprünglich von den Soziologen Barney G. Glaser and Anselm L. Strauss entwickelt wurde. Sie formulierten systematische methodologische Strategien für die qualitative Analyse und befürworteten Theorien aus der Forschung auf der Grundlage von Daten zu entwickeln, anstatt überprüfbare Hypothesen aus bestehenden Theorien abzuleiten. Sie schlugen vor, dass die systematische qualitative Analyse ihre eigene Logik hat und Theorie generieren könnte. Darüber hinaus beabsichtigten sie, abstrakte Erklärungen sozialer Prozesse zu konstruieren. Glaser und Strauss

bauten ihre Methode auf den impliziten Analyseverfahren und Forschungsstrategien früherer qualitativer Forscher*innen auf, indem sie es explizit machten. Frühere Leitfäden zur Durchführung von qualitativen Feldforschung befassten sich hauptsächlich mit Datenerhebungsmethoden und den Rollen der Forscher*innen in Forschungsfelder. Aber die schriftlichen Richtlinien der Grounded Theory von Glaser und Strauss zur Durchführung qualitativer Forschung veränderten die Tradition und machten diese Richtlinien zugänglich (Charmaz 2012, S. 4-6).

Die Richtlinien der Grounded Theory beschreiben die Schritte des Forschungsprozesses und bieten einen Weg durch ihn. Die Verwendung von den Richtlinien der Grounded Theory, wie Kodierung, Verfassen von Memos und Sampling für die Theorieentwicklung, erlaubt den Forscher*innen diese Richtlinien zu übernehmen und anzupassen, um verschiedene Studien durchzuführen. Kathy Charmaz (2012) tat es, indem sie die Methode der Grounded Theory auf die Untersuchung von Prozessen konzentrierte, das Studium des Handelns in den Mittelpunkt rückte und ein abstraktes interpretatives Verständnis der Daten schuf. Ihre Methode bietet einen Weg, Grounded Theory so zu betreiben, dass die theoretischen und methodischen Entwicklungen der letzten vier Jahrzehnte berücksichtigt werden (Charmaz 2012, S. 9).

Grounded Theory dient als Möglichkeit, etwas über Welten, die man untersucht, zu lernen und als Methode zur Entwicklung von Theorien, um diese Welten zu verstehen. In den klassischen Werken der Grounded Theory sprechen Glaser und Strauss davon, eine Theorie, die aus Daten hervorgeht und von der/dem wissenschaftlichen Beobachter*in getrennt ist, zu entdecken. Im Gegensatz zu ihrer Position geht Charmaz (2012) davon aus, dass weder Daten noch Theorien entdeckt werden. Vielmehr sind wir als Forscher*innen ein Teil der Welt, die wir untersuchen, und der Daten, die wir sammeln. Wir konstruieren unsere Grounded Theorien durch unsere vergangenen und gegenwärtigen Beteiligungen und Interaktionen mit Menschen, Perspektiven und Forschungspraktiken. Ihr Ansatz geht explizit davon aus, dass jede theoretische Darstellung ein interpretatives Abbild der untersuchten Welt bietet und kein exaktes Bild davon ist. Die impliziten Bedeutungen der Forschungsteilnehmer*innen, die Erfahrungsansichten und die fertigen Grounded Theorien der Forscher*innen – alle sind Konstruktionen der Realität (Charmaz 2012, S. 10).

Prozess des Konstruierens von Grounded Theory

Das Ziel der Grounded Theory ist zu versuchen, zu erfahren, was in dem Forschungsfeld passiert, das man betritt, und wie das Leben der Forschungsteilnehmer*innen aussieht, indem man die forschenden Szenen und Interviewaussagen analysiert. Man untersucht, wie die Teilnehmer*innen ihre Aussagen und Handlungen erklären, und fragt, welcher analytische Sinn

aus ihnen gemacht werden kann. Man konstruiert die Daten durch Erhebungen, Beobachtungen und Interaktionen, die zum Thema bzw. Forschungsfeld gesammelt werden. Außerdem studiert man empirische Ereignisse und Erfahrungen und folgt intuitiven Hinweisen und möglichen analytischen Vorstellungen darüber. Die Grounded Theory Methoden haben einen Vorteil, indem sie explizite Richtlinien enthalten, die zeigen, wie man interessante Daten und ihre Erklärung verfolgen kann, was neue Ansichten und neue Theorien generieren kann (Charmaz 2012, S. 2f.).

Die Daten werden durch qualitative Kodierung getrennt, sortiert und neu zusammengesetzt. Die Kodierung bedeutet, dass man Labels an Datensegmente anhängt, die darstellen, worum es in jedem Segment geht. Die Kodierung ermöglicht die Sortierung und das Vergleichen der großen Menge der Daten, was zum tiefen analytischen Verständnis der Datenstruktur führt. Während des Prozesses der Kodierung schreibt man vorläufige analytische Notizen – Memos – über die Codes und alle anderen Ideen, die zu den Daten einfallen können. Durch das Studium von Daten, deren Vergleich und das Schreiben von Memos werden vorläufige analytische Kategorien als am besten passende Interpretation von Daten definiert. Wenn Fragen zu den Interpretationen oder Lücken in den Kategorien auftauchen, sucht man nach Daten, die diese Fragen beantworten und die Lücken füllen können. Wenn man die ganzen gesammelten Daten interpretiert, werden die Kategorien nicht nur verschmelzen, sondern werden sie auch theoretischer, weil die aufeinanderfolgenden Analyseebenen erfasst werden. Die Abstraktionsebenen werden direkt aus den Daten aufgebaut und anschließend werden zusätzliche Daten, die die entstehenden analytischen Kategorien überprüfen und verfeinern, gesammelt. Die Arbeit gipfelt dann in einer „Grounded Theory“ oder einem abstrakten theoretischen Verständnis der untersuchten Erlebnisse (Charmaz 2012, S. 3f.).

4.3.2. Beschreibung des Auswertungsprozesses

Der erste Schritt der Auswertung eines Interviews war *Initial Coding* (Charmaz 2012, S. 47). Initial Coding sollte sich eng an die Daten halten. Es ist wichtig, Aktionen in jedem Datensegment zu sehen, anstatt bereits vorhandene Kategorien auf die Daten anzuwenden. Deswegen kodierte ich meine Daten mit Wörtern, die Handlung widerspiegeln. Ich versuchte auch, offen dafür zu bleiben, was während des Codings herausgefunden werden kann und wohin es führen kann. Im Prozess der Initial Coding benutzte ich die Technik „*Line-by-Line Coding*“ (Charmaz 2012, S. 50). Line-by-Line Coding bedeutet jede Zeile der geschriebenen Daten zu benennen. Line-by-Line Coding funktioniert besonders gut mit detaillierten Daten über empirische Problemen oder Prozessen. Diese Art der Kodierung kann dabei helfen, implizite Bedenken sowie explizite Aussagen zu identifizieren (Charmaz 2012, S.47-57).

Der nächste Schritt war *Focused Coding* (Charmaz 2012, S. 57). Focused Coding bedeutet, die wichtigsten und/oder häufigsten Codes, die im Prozess der Initial Coding kristallisiert wurden, zu verwenden, um große Datenmengen zu sichten. Focused Coding erfordert Entscheidungen darüber, welche Initial Codes am analytisch sinnvollsten sind, um die Daten prägnant und vollständig zu kategorisieren. Durch den Vergleich von Daten mit Daten entwickelte ich die fokussierte Codes. Dann verglich ich Daten noch einmal mit diesen Codes, um sie zu verfeinern. Außerdem benutzte ich auch *Axial Coding* (Charmaz 2012, S. 60). Axial Coding bezieht Kategorien auf Unterkategorien, spezifiziert die Eigenschaften und Dimensionen einer Kategorie und setzt die Daten, die während der Initial Coding gebrochen wurden, wieder zusammen, um der entstehenden Analyse eine Kohärenz zu verleihen. Ich verwendete diese Technik sehr vorsichtig, um eine deduktive Vorgehensweise zu vermeiden. Ich blieb offen und folgte eher den Daten, um Kategorien und Unterkategorien zu entwickeln. Axial Coding half mir den Daten eine Struktur und eine Klarheit zu geben (Charmaz 2012, 57-63).

Der letzte Schritt war *Theoretical Coding* (Charmaz 2012, S. 63). Theoretische Codes spezifizieren mögliche Beziehungen zwischen Kategorien, die in der Focused Coding entwickelt wurden. Theoretische Codes sind integrativ, sie verleihen den fokussierten Codes, die gesammelt wurden, eine Form. Diese Codes helfen, eine analytische Geschichte mit einer Kohärenz zu erzählen. Daher konzeptualisieren diese Codes nicht nur, wie die substantivischen Codes zusammenhängen, sondern bewegen die analytische Geschichte auch in eine theoretische Richtung. Es ist bedeutsam zu berücksichtigen, dass theoretische Codes selbst keine objektiven Kriterien darstellen, über die sich Wissenschaftler*innen einigen würden oder die sie unkritisch anwenden könnten. Theoretische Codes helfen, eine Analyse zu verdeutlichen und zu schärfen. Maximal können sie alle Daten der Forschung interpretieren, aber sie implizieren keine Objektivität in ihrem weitesten Sinne (Charmaz 2012, 63-66).

Während des gesamten Prozesses der Auswertung schrieb ich auch Memos. Das Verfassen von Memos ist der entscheidende Zwischenschritt zwischen der Datenerhebung und dem Schreiben der Ergebnissen. Das Verfassen von Memos stellt eine entscheidende Methode in der Grounded Theory dar, da es eine/n Forscher*in dazu bringt, ihre/seine Daten und Codes früh im Forschungsprozess zu analysieren. Das Verfassen von Memos erlaubte mir, meine Gedanken festzuhalten, meine Vergleiche und Verbindungen in den Daten festzuhalten, und Fragen und Anweisungen für die weitere Verfolgung zu formulieren. Es half mir, die Prozesse, Annahmen und Handlungen zu erarbeiten, die von meinen Codes oder Kategorien abgedeckt werden (Charmaz 2012, S. 72f.). Grounded Theorien, die im Auswertungsprozesses entwickelt wurden, werden im nächsten Kapitel als die Ergebnisse der Forschung dargestellt.

5. Darstellung der Ergebnisse

Bevor die Ergebnisse der Studie dargestellt werden, muss ein wichtiger Punkt zur Aufmerksamkeit gebracht werden. Wie ich schon in der Einleitung der Masterarbeit erwähnte, fing der Krieg zwischen Russland und der Ukraine an, während die Forschung zu dem untersuchten Thema über Stigmatisierungserfahrungen der Migrant*innen aus Russland und ihre Bewältigungsstrategien schon im Prozess war. Diese Tatsache muss in der Darstellung der Ergebnisse thematisiert werden, denn wie die Auswertung und Interpretation der gesammelten Daten zeigte, hatte der Krieg einen großen Einfluss auf die Wahrnehmung der Migrant*innen aus Russland in Österreich, ihre Stigmatisierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien. Obwohl es nicht meine ursprüngliche Absicht war, den Krieg zwischen Russland und der Ukraine und seine Folgen für Migrant*innen aus Russland zu untersuchen, kann man diese Situation und ihren Einfluss auf die Ergebnisse der Forschung nicht ignorieren. Bei sieben aus acht Interviews wurde das Thema des Kriegs während der Datenerhebung von Befragten selbst angesprochen. Alle Befragten sind von den Folgen des Kriegs betroffen. Der Krieg änderte nicht nur das Leben der Ukrainer*innen, sondern auch das Leben vieler anderer Menschen, besonders der Russen und Russinnen. Die Spur des Kriegs wird im Bewusstsein der Menschen unauslöschbar bleiben.

5.1. Krieg zwischen Russland und der Ukraine

Die meisten befragten russischen Migrant*innen berichten über Veränderungen in ihrer sozialen Wahrnehmung innerhalb der österreichischen Gesellschaft seit dem Anfang des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine. Als Folgen darauf erlebten sie von ihrer Umgebung sowohl positive Erfahrungen wie Unterstützung, Mitleid und Verständnis, als auch negative Erfahrungen, wie unangenehme Ausdrücke, Stigmatisierung und ein komplettes Ignorieren ihrer Anwesenheit.

5.1.1. Positive Erfahrungen

Der Krieg ist eine Notsituation. Unabhängig davon, wie oder wer ihn begann, gibt es immer von den Schäden des Kriegs betroffene Menschen auf beiden Seiten. Mit dieser Einstellung wurde auch manchen befragten Migrant*innen aus Russland begegnet. Sie teilten ihre Erfahrungen mit, dass ihnen seit dem Anfang des Kriegs eher mit viel Verständnis, Sorgen und Hilfe entgegengekommen wird.

Tatyana Baranowa spricht darüber, dass „*alle verstehen, von wo es kommt - irgendwo von oben*“ und dass Menschen wissen, dass russische Migrant*innen keine Verantwortung dafür tragen, was in Russland passiert und welche Entscheidungen dort die Regierung trifft:

„Alle Leute verstehen das, dass es nicht so ist, dass - sozusagen, wenn jemand wohnt schon lange Zeit in die andere Land, wie ich, kann man eh nichts ändern in Russland sozusagen“ (Interview: Tatyana Baranowa).

Vlad Ossipow hat eine ähnliche Meinung dazu und erzählt, wie die Menschen eher um ihn und seine Familie besorgt waren:

„Ich wurde halt nur gefragt, ob es meiner Familie gut geht und ob ich irgendjemand kenne, den das betrifft. Und ob ich eh auch nicht nach Russland muss, also ob ich nicht einberufen werde. Also es haben sich halt eher Leute Sorgen gemacht als umgekehrt“ (Interview: Vlad Ossipow).

In Hinsicht auf den Krieg berichtete Irina Gussewa auch sehr positive Erfahrungen mit der Hilfsbereitschaft und Empathie von Menschen in Österreich. Sie sagt, dass die Reaktionen der Österreicher*innen zu ihr „*sehr gut*“ und sogar „*perfekt*“ waren, da sie Angebote für Hilfe und finanzielle Unterstützung bekam:

„Weil zum Beispiel meine Nachbarin, sie ist schon eine alte Frau und sie hat mir gesagt - [...] ‚Wenn du irgendwelche Probleme hast, wenn du etwas brauchst, dann geh bitte zu mir. Ich helfe dir und gebe dir das Geld oder sowas, wenn du brauchst‘. Und alle eigentlich, also auch wo ich studiere, also an der Uni, hat man, also die ÖH hat eine Beihilfe angeboten [...] für Russen und Ukrainer, also für beide Seiten. Und ich hatte, also, 800 Euro, also von Beihilfe“ (Interview: Irina Gussewa).

Außerdem erzählt sie über Erfahrungen ihrer Bekannten, die dieselbe Behandlung erhielten. Hier ist ein Beispiel:

„...ich habe auch Bekannte. Sie arbeitet in einer Firma und, also sie dachte, dass sie also gekündigt wird, aber eigentlich - Also, weil sie hatten sowas wie eine Sammlung von Kollegen und die Chefin hat gesagt: ‚Kannst du ein bisschen, also, bleiben?‘ Und sie dachte: ‚Ah, ok, ich werde gekündigt‘. Aber sie hat gesagt: ‚Ok, wir können dir, naja, sofort zwei Gehalte geben, also wenn du brauchst‘. Oder so. Also eigentlich alle sind so hilfsbereit, und, ja, sie verstehen, dass beide Seiten haben irgendwelche Schwierigkeiten“ (Interview: Irina Gussewa).

Interessant ist aber, dass die Bekannte von Irina Gussewa in dieser Erzählung eine Entlassung von ihrem Job in Bezug auf den Krieg erwartete. So eine Erwartung der Stigmatisierung oder negativer Behandlung ist eine der oft verwendbaren Bewältigungsstrategien der befragten russischen Migrant*innen, die im Kapitel „5.2.3. Bewältigungsstrategien russischer Migrant*innen“ ausführlich dargestellt wird.

5.1.2. Negative Erfahrungen

Es gibt aber auch Situationen, in denen die Handlungen von Politiker*innen eines Staats die Wahrnehmung aller seiner Staatsbürger*innen beeinflusst, auch wenn diese Staatsbürger*innen die verurteilten Handlungen nicht ausübten bzw. keine Verantwortung dafür tragen und sogar im Ausland leben. In diesem Bezug spürten die befragten russischen Migrant*innen auch negative Konsequenzen, die seit dem Anfang des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine verursacht wurden. Zoya Sokolowa teilt ihre Beobachtungen mit: *„vorher war’s eben ruhig und war okay. Und es ist quasi ruhig um Russen geworden, also nichts Besonderes. Man konnte nach Russland reisen oder man konnte dies und das machen“*. Aber *„jetzt kommt das wieder zurück“* –sagt sie – *„Jetzt kommt der Eindruck ungefähr, wie, wie das in den späten neunziger Jahren war“*. Damit meint sie die Wahrnehmung der Russen und Russinnen als *Bedrohung*. Hier ist auch bedeutend, die folgende ihrer Aussagen darzustellen:

„Österreich habe ich als relativ freundliches Land empfunden, zumindest einmal bisher. Sonst würde ich ja hier nicht bleiben. Ich bleibe ungerne da, wo ich nicht willkommen bin. Deswegen war es für mich bisher kein Problem. Also, ich mag Österreich und Wien finde ich auch wunderschön. Bisher war das eigentlich ganz in Ordnung“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Es wird der Unterschied in der sozialen Wahrnehmung zwischen „vorher“ und „jetzt“ mit dem Wort *„bisher“*, das sie drei Mal in der Aussage benutzt, besonders betont. Aber nicht nur Zoya Sokolowa, sondern auch Sofia Kusnezowa merkte diesen Unterschied, indem sie negative Kommentare in sozialen Medien über russische Kultur sah:

„Früher hatte ich nie etwas Negatives gehört. Aber jetzt – ich mache es nicht mehr, aber ich habe in den Kommentare gelesen, auf den Facebook von der russischen Botschaft oder russischen Posts, da gibt es so viele negative Ausdrücke. [...] Österreicher und Österreicherinnen schreiben, dass sie das – ja so ja aufgrund des Kriegs ja so – Jetzt sehe ich viel Negatives über russische Kultur. Ja, es gibt auch Plakate. Ja. Ich glaube jetzt ist schlechter geworden“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Der Krieg zwischen Russland und der Ukraine beeinflusste auch die persönlichen Beziehungen zwischen russischen und ukrainischen Migrant*innen. Manche Befragten verloren ihre Freundschaften mit Migrant*innen aus der Ukraine in Österreich:

„Ich hatte Freunde aus der Ukraine, mit denen ich nicht mehr Freunde bin, weil - wegen des Anfangs des Kriegs“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Valentina Morosowa teilt ähnliche Erfahrungen mit, dass ihre beste Freundin eine Migrantin aus der Ukraine ist und dass die Freundin mit ihr seit dem Anfang des Kriegs den Kontakt vermeidet:

„...eine beste Freundin von mir - Die kommt auch, die kommt aus der Ukraine. Die wohnt in Wien auch. Dass die nicht so viel Kontakt mit mir momentan braucht. Ich glaube, sie zieht sich eher zu Ukrainern, momentan. Das kann sein, aber ich habe nicht direkt nachgefragt“ (Interview: Valentina Morosowa).

Oleg Lasarew hatte auch einen Freund aus der Ukraine, der mit ihm im Studentenheim wohnt. *„Aber mit Beginn des Konflikts in der Ukraine wurde die Kommunikation unterbrochen. Er tut so, als gäbe es einen leeren Platz anstelle von mir“ – sagt Oleg Lasarew.*

Manche ukrainischen Migrant*innen, die Zoya Sokolowa schon eine lange Zeit kennt, beendeten auch den Kontakt mit ihr. Außerdem erzählt sie auch, dass sie seit dem Anfang des Kriegs in ihrer Kommunikation mit ukrainischen Migrant*innen von Österreicher*innen beobachtet wird:

„Also, ich hab auch Bekannten, die aus der Ukraine kommen. Manche reden nicht mehr mit mir. Vor allem die, die ich 15 Jahre kenne. Es gibt - Es gibt aber allerdings welche, mit denen wir noch befreundet sind. Und alle anderen, also die Österreicher, beobachtet uns dann meistens ganz genau, wenn die wissen, dass ich aus Russland komme. Die vielleicht aus der Ukraine kommen“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Möglicherweise werden Konflikte wegen der politischen Einstellungen auch auf der persönlichen Ebene zwischen den betroffenen Migrant*innen in Österreich erwartet.

Die Befragten bekommen ebenso viele Fragen über ihre Ansichten zum Krieg und ihre Meinungen über die Handlungen des russischen Präsidenten Vladimir Putin. Oleg Lasarew erzählt, dass von ihm Anschuldigungen an Russland erwartet werden und dass die Menschen dann enttäuscht sind, wenn er keine macht:

„Ich wurde viel öfter nach Putin gefragt, nach meiner Einstellung ihm gegenüber, nach meiner Einstellung zum Konflikt im Allgemeinen. Außerdem waren es nicht die Österreicher, die das zu fragen begannen, sondern Studenten aus anderen europäischen Ländern, aus Rumänien, aus Albanien. Am Anfang waren alle sehr interessiert, jetzt nicht mehr. Immer häufiger fingen sie an, mich nach meiner Meinung zu fragen und ob ich eine der Seiten unterstütze oder nicht. Aus irgendeinem Grund hatte ich bei jedem dieser Gespräche immer das Gefühl, dass sie von mir Anschuldigungen an Russland erwarteten und dass ich sagen würde: ‚Ja, wirklich, sie machen schlimme Dinge und das ist nicht richtig‘. Aber ich versuche, in keinem Lebensbereich kategorische Grundsatzaussagen zu machen, weil es zu viel Unbekanntes gibt. Ich unterstütze oder beschuldige niemanden. Mir scheint, dass jeder in diesem Konflikt schuldig und unschuldig ist. Ja, im Allgemeinen ist alles traurig. Wenn ich so antworte – es gab ein paar Österreicher, die das gefragt haben, und wenn ich so antworte, habe ich das Gefühl, dass die Leute ein wenig enttäuscht sind, als hätte ich nicht gesagt, was sie hören wollten“ (Interview: Oleg Lasarew).

Die Erfahrung von Zoya Sokolowa bestätigt dieses Verhalten von Menschen:

„Man kriegt Fragen gestellt. Es wird erwartet, dass man vielleicht irgendwas verurteilt. Wenn man das nicht direkt tut, wird man ganz komisch angeschaut“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Diese Aussagen liefern ein interessantes Ergebnis. Österreicher*innen und andere Menschen, die in Österreich leben, versuchen eine symbolische Grenze zwischen russischen Migrant*innen in Österreich und der russischen Regierung bzw. Russen und Russinnen in Russland zu ziehen, indem sie von russischen Migrant*innen erwarten, dass sie die Handlungen von Präsident Putin verurteilen. Die Menschen, die diese Fragen stellen, möchten anscheinend, dass die befragten russischen Migrant*innen in ihrer sozialen Gruppe, die Russland und seine Tätigkeit als schlecht und falsch sieht, beitreten. Wenn aber die Befragten es nicht (bzw. nicht offensichtlich) tun, werden sie dann von dieser sozialen Gruppe der Menschen in Österreich abgelehnt und dadurch werden die sozialen Grenzen zwischen den Russen bzw. Russinnen und Österreicher*innen bzw. anderen Menschen betont und verstärkt.

Die befragten Personen wollen vielleicht keine negativen Urteile gegen Russland äußern, weil sie eine starke emotionale Verbindung mit ihrer Heimat haben und es sich für sie wie ein Betrug ihrer Herkunft und sogar ihrer Familie anfühlt. Irina Gussewa antwortet auf die Fragen über Politik so:

„Ja, ich rede nicht über Politik. [...] ...wenn du hören willst, dass ich etwas Schlechtes über mein Land sage, dann wirst du das nicht hören. Eigentlich. Weil, ja, weil ich habe auch Selbstrespekt und ja ich habe - ich war - also ich bin in Russland gewachsen und ja, meine Familie, meine Freunde leben da und ich werde nie was Schlechtes sagen“ (Interview: Irina Gussewa).

Aber nicht alle befragten russischen Migrant*innen teilen solche patriotischen Gefühle zu ihrem Land. Manche von ihnen haben kein Problem sich negativ über Russen bzw. Russinnen und ihre Kultur zu äußern. Sie ziehen eine symbolische Grenze zwischen ihnen und anderen Menschen aus Russland. Mehr darüber wird im Kapitel „5.2.4. Triangulierung anderer (russischer) Migrant*innen“ diskutiert. Die meisten Befragten vermeiden doch so gut wie möglich solche Fragen bzw. Situationen, in denen sie dazu gezwungen werden zwischen ihrer Zugehörigkeit zu Russland oder zu Österreich zu wählen. Das Thema wird im Kapitel „5.2.3. Bewältigungsstrategien russischer Migrant*innen“ genauer erläutert.

Solche negativen Konsequenzen des Krieges wie Stigmatisierung und Diskriminierung, die die befragten Migrant*innen aus Russland in Österreich erlebten, sind mit ihren anderen Erfahrungen im nächsten Kapitel umfangreich präsentiert.

5.2. Stigmatisierungserfahrungen von Migrant*innen aus Russland in Österreich

Alle Erfahrungen der Stigmatisierung von befragten russischen Migrant*innen basieren auf zwei Aspekten ihrer Identität: (1) ihre Nationalität als Russen bzw. Russinnen und/oder (2) ihr sozialer Status als Migrant*innen in Österreich.

5.2.1. Stereotype über Russen und Russinnen in Österreich

Stigmatisierung russischer Migrant*innen in Österreich fängt vor allem mit den Stereotypen über die Russen und Russinnen an. Noch bevor man von Russland nach Österreich immigriert oder ganz kurz nach der Immigration, begegnet man den Stereotypen, die sich im Laufe der Geschichte der Existenz von Russen und Russinnen entwickelt haben. Aus diesem Grund spielen sie eine bedeutsame Rolle in der Formierung der Stigmatisierung.

Es wurden folgende Stereotype von den Befragten in der Forschung genannt:

- ✚ Den Menschen aus Russland ist nie kalt.
- ✚ Menschen aus Russland trinken viel Wodka.
- ✚ In Russland gehen Bären auf der Straße spazieren.
- ✚ Menschen aus Russland haben viel Geld.
- ✚ Menschen aus Russland sind niveaulos und benehmen sich daneben.
- ✚ Menschen aus Russland sind böse.
- ✚ Russinnen sind Prostituierte.
- ✚ Menschen aus Russland sind gut in Mathe.

Die ersten vier Stereotype finden die befragten Russen und Russinnen eher lustig. Auf dem Stereotyp über Wodka antwortet Irina Gussewa „*ich will gesund bleiben. Warum soll ich so viel trinken?*“ und lacht darüber, was Zoya Sokolowa auch tut. Sofia Kusnezowa bezeichnet solche Stereotype als „*Witze*“. Vlad Ossipow haben sie auch „*amüsiert*“.

Valentina Morosowa sagt, dass die Stereotype über Wodka und russisches Verhalten „*nicht umsonst gekommen*“ sind, „*dass wir Wodka jeden Tag trinken, dass wir keine Ahnung - Wir haben absolut keine Kultur. Teilweise ist das auch so*“. In ihrem Interview äußert sie sich über Verhalten der Russen und Russinnen in Österreich sehr enttäuscht und traurig. Mehr darüber wird im Kapitel „5.2.4. Triangulierung anderer (russischer) Migrant*innen“ beschrieben.

Andere Stereotype werden auch eher negativ wahrgenommen. Zoya Sokolowa erzählt in ihrem Interview von dem Stereotyp über böse Menschen aus Russland, dass ihre Nachbarn

*„stereotyperweise diesen Eindruck hatten, ja, von uns, obwohl wir überhaupt nichts Böses gemacht haben“. „Wir haben die immer begrüßt“ - sagt sie, aber die Nachbar*innen meinten, dass Zoya Sokolowa und ihr Mann einen „Gesichtsausdruck oder was auch immer“ haben und „so ein bisschen distanziert wirken“. Interessant ist, dass der Stereotyp nicht geschlechtsspezifisch ist, dass nicht nur russische Männer, sondern auch russische Frauen so „böse“ wahrgenommen werden.*

Außerdem teilte Zoya Sokolowa auch eine Geschichte mit, in der sie eine schlechtere Mathe-Note aufgrund ihrer russischen Herkunft und des Stereotyps, dass Menschen aus Russland gut in Mathe sind bzw. sein müssen, bekam:

„...es gesagt wurde, die Russen sind ja sowieso gut in Mathe. Deswegen ist es unfair gegenüber den anderen. Deswegen muss ich eben eine Note weniger quasi. So, so, so war sowas. Genau. Das ist ein bisschen blöd“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Manchmal bekommt man zu viel Interesse von Außenstehenden an seiner/ihrer Kultur, dann kann es zu einem Extrem führen und das Gefühl verursachen, *„als wäre ich als Versuchskaninchen, [...] auf der man halt so diese ganzen Stereotype testen könnte“* – erzählt Zoya Sokolowa.

„Also, meistens hatte ich ein bisschen zu viel Aufmerksamkeit sogar. [Können Sie das erklären?] Naja, weil ich mich gefühlt habe, als wäre ich ein Versuchskaninchen. Und dass jeder gesagt hat: ‚Aha, schauen wir mal, wie sie auf die Situation reagiert oder auf die Situation reagiert‘. Und alle waren irgendwie rund um mich versammelt. Also, das war immer eher umgekehrt. Dass, dass alle mich nicht aus- ausschließen wollten, sondern genau umgekehrt um mich herum versammelt haben und nach dem Motto so eine Studie immer veranstaltet haben, ja. Wie wird sie auf Kälte reagieren? Was würde machen, wenn, ich ihr jetzt zum Beispiel Schnaps bestelle. Was würde sie dann machen - Ich hatte mich immer als Versuchskaninchen gefühlt“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Obwohl Zoya Sokolowa solches Verhalten der Menschen nicht als eine Absicht der Ausgeschlossenheit und sich nicht als explizit ausgeschlossen bezeichnet, stellt ihre Erfahrung schon eine indirekte Exklusion dar. Wenn man viel Aufmerksamkeit, mit dem Ziel die Stereotype zu testen, bekommt, impliziert es schon eine Art der Ausgeschlossenheit bzw. nicht Zugehörigkeit zur Gruppe, die die gewählte Person in den Mittelpunkt setzt und sie dann beobachtet.

Diese Geschichten demonstrieren, wie auf den ersten Blick harmlose Stereotype oder ihre „Testung“ zur Stigmatisierung und Diskriminierung der Migrant*innen führen können. Es fängt mit der Verallgemeinerung einiger Merkmale der bestimmten russischen Menschen an, die dann eine ungleiche Behandlung für alle Russen und Russinnen mitbringt.

5.2.2. Erlebnisse der Stigmatisierung von russischen Migrant*innen

Stigmatisierung, die befragte Migrant*innen in Österreich erleben, äußert sich meistens als subtile, geringschätzige und herabsetzende Handlungen und Einstellungen zu Russen und Russinnen. Die befragten russischen Migrant*innen werden auf ihre Ausgeschlossenheit und Nicht-Zugehörigkeit zur österreichischen Gesellschaft nicht immer direkt, aber doch fasslich hingewiesen. Aus diesem Grund und aufgrund der politischen Lage der Welt wird die Stigmatisierung russischer Migrant*innen schon ein Teil des sozialen Systems und wird oft als Norm wahrgenommen. Folglich passiert die Stigmatisierung in allen Bereichen ihres Lebens, von der privaten bis zur politischen Ebene.

Persönliche Distanz der Österreicher*innen

Die Befragten erzählen, dass sie eine Ausgeschlossenheit „in dieser, also Freundschaften“ mit Österreicher*innen spüren (Interview: Irina Gussewa). Unabhängig davon, wie lange die Befragten in Österreich leben und wie gut sie Deutsch sprechen, haben sie Schwierigkeiten eine Freundschaft mit Österreicher*innen zu bilden. Regina Popowa ist in Österreich aufgewachsen und hält sich selbst für „absolut integriert“, doch konnte sie bis jetzt keine österreichischen Freund*innen gewinnen:

„Also, ich habe nie gedacht, dass Freundschaften zu schließen so schwierig ist. Ich bin ein offener, eigentlich ein ziemlich offener Mensch. [...] In zehn Jahren habe ich eine Person dazugewonnen als Freundin. Die ist übrigens eine Ukrainerin. Und wir sind jetzt total gut befreundet, aber sind jahrelang gewesen, dass ich eine Freundin bekommen habe“ (Interview: Regina Popowa).

Irina Gussewa lebt schon fünf Jahre in Österreich und findet, dass Österreicher*innen kein Interesse an persönlichen Kontakten mit ihr, wie z.B. eine Freundschaft, haben:

„...Ich habe eigentlich keine österreichischen Freunde, also ich habe Bekannte und wir kommunizieren sehr gut, aber keine wirklichen Freunde, weil, keine Ahnung, also - Die sind auch ein bisschen, ja, ein bisschen geschlossen [...] Wenn du nicht zu denen kommst, dann werden die auch nichts sagen. Also ja. Wahrscheinlich in diesem Sinne. Ich, ich will eigentlich, also, österreichische Freunde haben, aber ja“ (Interview: Irina Gussewa).

Sie meint, dass die persönliche Distanz „mit vielen Ausländern, nicht nur Russen“ gehalten wird. Sie denkt, dass ein Grund dafür wäre: „Vielleicht ist es nicht so interessant, also, für Österreicher, mit uns zu reden, aber keine Ahnung“. Sie erklärt dann weiter:

„...also, wenn ich an die Uni gekommen bin, habe ich gesehen, ok, alle Leute machen etwas, studieren etwas und niemand will so kommunizieren [...] Ich hab ein paarmal probiert [zu den Österreicher*innen selbst anzukommen], aber - Also dann geht es nicht weiter eigentlich. Also, Freunde

zu sein. Bekannte schon, aber nicht weiter [...] wenn nur zum Beispiel ich schreibe und es gibt keine also, Rückgang, dann werde ich auch nicht so viel schreiben“ (Interview: Irina Gussewa).

Oleg Lasarew teilt ähnliche Erfahrungen über österreichische Staatsbürger*innen mit, indem er erfolglos versuchte, eine nähere Beziehung mit Österreicher*innen aufzubauen und sie besser kennenzulernen:

„Aus meiner Gruppe an der Universität habe ich es leider nicht geschafft, einen einzigen Österreicher kennenzulernen, weil ich das Gefühl habe, dass sie sich vorsichtig und abseits halten. Aber was wild ist - wenn man sie anspricht, antworten sie sehr höflich, aber sie lassen Ausländer nicht nahe an sich heran. Ein Jahr lang habe ich es nicht geschafft, ihnen nahe zu kommen“ (Interview: Oleg Lasarew).

Die Befragten fühlen, dass sich die Österreicher*innen bei ihnen zurückhalten und eine höfliche, doch eine klare Distanz zu ihnen bewahren. Die symbolische Grenze in den persönlichen Kontakten, die zwischen den Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft und Migrant*innen gezogen wird, führt zu einer sozialen Exklusion russischer Migrant*innen, die die Befragten in ihrem Alltag spüren, und sie wird zu einer Grundlage für die Stigmatisierung „Ausländer*in“.

Valentina Morosowa erwähnt in ihrem Interview, dass *„für Österreicher sind wir alle Ausländer, egal von wo du kommst [...] Ausländer ist Ausländer. Ich glaube, es ist fast kein Unterschied zwischen Serbien, Russland, Kasachstan. Ausländer“*. Es ist interessant, dass alle befragten russischen Migrant*innen, deren Interviews auf Deutsch durchgeführt wurden, das Wort „Ausländer*in“ benutzten, wenn sie sich selbst oder andere Migrant*innen beschrieben. Nur in einem Interviewtranskript ist die Bezeichnung „Migrant*in“ vorgekommen, aber das Interview wurde auf Russisch durchgeführt und von mir auf Deutsch übersetzt, was ein Grund dafür sein könnte. Wie schon im 2. Kapitel „Begriffserklärung“ erklärt wird, hat heutzutage die Benennung als „Ausländer*in“ eher eine negative Bedeutung der Nicht-Zugehörigkeit der Migrant*innen und kann somit ihre Stigmatisierung in der Gesellschaft bestätigen.

Oleg Lasarew erzählt, dass manche Österreicher*innen nach der Einstellung *„leben Sie ruhig, gut und mischen Sie sich nicht in das Leben anderer ein“* zu Migrant*innen in Österreich leben. Er sagt, dass sie *„tolerant und vielleicht sogar gleichgültig gegenüber einer fremden Person sind, solange sich der Migrantinnen und Migranten sozusagen an die örtlichen Anstandsregeln hält, nicht laut spricht oder schreit, nichts wegwirft – also, damit die Person die üblichen österreichischen Anstandsregeln einhält“*. Einerseits könnte die von den Befragten wahrgenommene persönliche Distanz und *sogar eine Gleichgültigkeit* der Österreicher*innen gegenüber Migrant*innen „normal“ und üblich zur Zeit ständiger globaler Migration angesehen werden. Menschen versuchen ihre nationale Kultur, Werte und Normen beizubehalten.

Migrant*innen sind fremd für sie, deswegen möchten sie vielleicht keine nahe Beziehungen mit ihnen haben. Andererseits könnte die von den Befragten wahrgenommene persönliche Distanz der Österreicher*innen ein Protest gegen Migration bzw. Migrant*innen darstellen. Menschen können vielleicht keine Macht über Entscheidungen der Regierung bezüglich der Migration haben, aber sie haben ein Recht sich ihre persönlichen Kontakte auszusuchen und solcherweise Migrant*innen zu vermeiden. Die Abwesenheit von Interesse bzw. die Gleichgültigkeit der Menschen in Österreich gegenüber Migrant*innen führt zur Normalisierung sozialer Ausgrenzung und könnte damit ein Grund für die Entwicklung der Stigmatisierung in der Gesellschaft werden.

Erwartung der schlechten Kenntnisse oder Leistung

Eine Befragte ist bei einem Vorstellungsgespräch der Situation begegnet, dass ihre Englisch-Kenntnisse bewundert wurden:

„Momentan sagen mir Leuten ‚Oh mein Gott, du hast ein Sprachtalent‘ oder so und sie erwarten eine schlechte Sprache von mir, nicht nur mit Deutsch, aber mit Englisch, und es immer so. So vor ein paar Wochen hatte ich ein Bewerbungsgespräch und die letzte Frage war ‚Wie ist Ihre Englisch so gut?‘, und ich war – es war keine professionelle Frage [...] ...ich war überrascht natürlich, ich glaube, man soll sowas nicht fragen. Naja ‚danke‘, aber ja. Das gefällt mir nicht, aber sie haben eine Erwartung von mir, dass ich nichts kann. Es war ein bisschen schade“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Die Unterschätzung einer Leistung oder irgendwelcher Kenntnisse, wie z.B. Fremdsprachenkenntnisse, könnte als Stigmatisierung angesehen werden, wenn sie sich nur darauf stützt, dass die Person ein/e Migrant*in ist. Sie versteckt sich hinter einem Kompliment oder einer Frage, die „positiv wirken sollen“, wird aber von der Person nicht so wahrgenommen. Solche Bewunderung, wie, z.B., die Frage „Wie ist Ihr Englisch so gut?“, impliziert sowohl eine Erwartung der schlechten Kenntnisse oder Leistung als auch Existenz der anderen bzw. „niedrigen“ Standards für Migrant*innen. Die Befragte empfindet solche Fragen bzw. Kommentare als beleidigend, da sie auf eine symbolische Ausgrenzung der Migrant*innen deuten und nicht nur bei ihr ein Gefühl von Exklusion bzw. Nicht-Zugehörigkeit verursachen, sondern auch ihren Selbstwert herabsetzen.

Vernachlässigung

Vernachlässigung als Stigmatisierung ist ein sehr interessantes Ergebnis, weil eine Vernachlässigung ziemlich schwierig zu erkennen ist. Vernachlässigung gilt als Abwesenheit des Respekts. Sie ist schwierig zu erkennen, weil im Vergleich zur offenen, direkten Diskriminierung (wie z.B. verbale Anschuldigungen, körperliche Angriffe usw.) sie sich in Form von Ignorieren, Herabwürdigung oder Beeinträchtigung der Person äußern kann. Solches

Verhalten kann man als indirekte, subtile, versteckte Diskriminierung sehen. Deswegen ist es wichtig, diese Art der Stigmatisierung nachzuweisen und offenzulegen.

Oleg Lasarew erzählt über einen Russen, der *„seit mehr als vier Jahren mit seiner Frau in Österreich“* lebt und einen Blog in den sozialen Medien führt, wo er über *„seine Eindrücke von Österreich sein, einige Notizen zur Geschichte, Städte“* schreibt. *„Außerdem schreibt er seine Lebenseindrücke, darüber, wie er dem Nationalismus begegnet“*:

„Er sagt, dieser Nationalismus sei nicht so, dass er dort geschlagen oder im Klartext beleidigt werden könnte, dass er Russe sei. Das können Kleinigkeiten in Form von irgendwo verzögerten Dokumenten oder bei der Kommunikation mit älteren Menschen sein. Er schreibt, dass die Österreicher darauf hinweisen können, dass er ein Migrant ist – wie man es so ausdrückt – er sagt, zum Beispiel, seine Meinung gegenüber der Straßenbahn in Wien, der Österreicher kann lachen und höflich sagen ‚Ja, natürlich, Sie haben wahrscheinlich recht, aber Sie sind kein Österreicher, das werden Sie nicht ganz verstehen‘. ‚Sie sind kein Österreicher‘, ‚Sie sind kein Österreicher‘ - er wird regelmäßig daran erinnert, dass er ein Migrant ist“ (Interview: Oleg Lasarew).

Stigmatisierung in der Form von Vernachlässigung wird in den Kleinigkeiten maskiert und höflich mit einem Lächeln präsentiert. Die symbolische Grenze zwischen Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft und Migrant*innen wird so raffiniert gezogen, dass man oft nichts dagegen sagen kann. Falls man doch irgendwie verärgert reagiert, würde man dann als „ungebührlich“ oder „aufbrausend“ wahrgenommen werden. Das ist eine besonders frustrierende Form der Stigmatisierung, weil sie die Person damit machtlos zurücklässt.

Oleg Lasarew teilt auch eine persönliche Erfahrung mit dieser Art der Stigmatisierung mit, die er mit seinen Kolleg*innen an der Universität erlebte, wenn sie gemeinsam eine Aufgabe erledigten:

„Von den Österreichern habe ich eine Art Vernachlässigung gespürt, ich schlage eine Idee vor, etwas zu tun, sie sagen ‚Ja, lass es uns tun‘ und das war’s, als hätte ich nichts gesagt. [...] Aber wenn einer der Österreicher eine Idee vorschlug, stimmten die anderen sofort zu. Und ich musste darauf bestehen, dass sie mir zuhören“ (Interview: Oleg Lasarew).

Solch eine indirekte Vernachlässigung erweckt die Gefühle der Ausgeschlossenheit und Wertlosigkeit bei der stigmatisierten Person, die dafür „kämpfen“ muss, eine gleiche Behandlung wie alle anderen zu bekommen.

Ungleichbehandlung und Demütigung aufgrund der Stereotypen und / oder des Migrationshintergrunds

Stigmatisierung äußert sich oft in der Form von Ungleichbehandlung der betroffenen Menschen. Die befragten russischen „Migrant*innen erlebten Situationen, wo ihre Herkunft und ihr Migrationshintergrund als Anreiz für eine unfaire, abwertende Behandlung gelten. Irina Gussewa erzählt über Begebenheiten, die mit ihrer Schwester in der Schule passieren:

„...Das war eine wirklich große Situation, weil sie studiert in der Schule und sie studiert in der siebten Klasse. Und es gibt so eine Lehrerin, und sie ist eine Deutschlehrerin. Und sie hat ihr so direkt gesagt: ‚Ich lasse dich nicht weiter‘ [...] der Direktor in dieser Schule hat gesagt: ‚Ja, leider viele Leute eigentlich kommen, also viele Ausländer, und sagen, dass es gibt solche Probleme, dass Leute nicht gleich behandelt werden oder irgendwie beschimpft‘. Weil diese Lehrerin hat gesagt solche Sachen wie: ‚Du gehst zurück nach Russland‘. Oder ‚ich mache alles, damit ich das Ziel erreiche‘. Oder ja, also, als sie 14 war: ‚Mit wem hast du heute geschlafen?‘. Also, was sind solche Fragen eigentlich? [...] Also, sie trägt immer so normale Kleidung. Also nichts, was geöffnet ist oder sowas. Keine Ahnung. Sie hat nur gesagt: ‚Ja, Lena [Pseudonym von der Schwester], ich weiß mit wem hast du heute geschlafen‘, oder sowas. Vor der ganzen Klasse. Wie kann man sich eine Lehrerin nennen? Was ist – ja“ (Interview: Irina Gussewa).

Absichtliche Hemmung der Schulzeit, erniedrigende Andeutungen über das Privatleben der Schülerin, offene Feindseligkeit ihr gegenüber – all dies basiert auf dem Migrationshintergrund der Schülerin und deutet auf eine direkte Stigmatisierung und sogar offenbare Diskriminierung der russischen Migrantin hin. Irina Gussewa sagt: *„...Sie [die Schwester] schreibt, sie macht alle Hausaufgaben und sie [die Lehrerin] hat gesagt: ‚Du bist eine Ausländerin. Du kannst nicht ohne Fehler schreiben‘ (Interview: Irina Gussewa).* Die Einstellung, dass Migrant*innen „nicht ohne Fehler“ schreiben oder sprechen können, gilt als noch eine Bestätigung der negativen Vorurteile gegen Migrant*innen und führt zu ihrer Stigmatisierung.

Ungleiche Behandlung zeichnet sich auch dadurch aus, dass die Beschwerden der befragten russischen Migrant*innen nicht ernst genommen werden. Irina Gussewa versuchte die Situation mit ihrer Schwester zu regulieren, indem sie sich über die Lehrerin beschwerte, diese Beschwerde wurde aber nicht bearbeitet:

„Ja, wir haben eine Beschwerde geschrieben, also an den Direktor, und er hat gesagt: ‚Ja, ich kann nichts machen. Wir können nur mit dieser Lehrerin reden‘. Und, ja, wir haben geredet und mit dem Direktor, er hat gesagt - Sie hat gesagt: ‚Ich habe das nicht gesagt‘. Und, ja, keine Ahnung, wirklich. [...] Leute haben sich auch schon beschwert, aber es ist so ein System, dass der Direktor kann nichts machen. Man kann - so ein System. Wir haben auch, also mit meinen Eltern gefragt: ‚Wie ist es möglich,

diese Lehrerin zu beklagen?'. Nur wenn man irgendwo auf der höheren Stufe geht, also ich meine Behörden für Lehramt oder so“ (Interview: Irina Gussewa).

Die Beschwerden über ungerechte Behandlung werden vernachlässigt und die Verantwortung bzw. Schuld dafür wird dem gesellschaftlichen System gegeben, was bei den Migrant*innen das Gefühl erweckt, dass sie nichts dagegen machen können, als ob solch eine Stigmatisierung „normal“ wäre.

Tatyana Baranowa erzählt über ähnliche Erfahrungen der ungleichen Behandlung in ihrem Prozess der Scheidung mit einem Österreicher:

„Falls wir reden über die russische Verhältnisse, ich bin jetzt im Scheidungsverfahren und ja dort kann man teilweise sehen, es ist von den Behörden auch und das Gefühl, dass die machen die Entscheidungen wegen mir, weil ich bin aus Russland. Ja, es gibt wirklich, weil er ist Österreicher und ich bin aus Russland, ich bin Russin. Das fühlt man schon“ (Interview: Tatyana Baranowa).

In einem Gespräch, das sie erwähnt, wurde ihr angedeutet, dass sie dadurch, dass sie eine russische Migrantin ist, mehr Aufwand betreiben muss oder eine/n österreichischen Bekannte/n fragen soll, um ernst genommen zu werden oder eine „richtige“ Hilfe zu bekommen:

„Bei den Beratungsstellen hat mir jemand gesagt: ‚Er ist Österreicher. Du bist aus Russland. Du sollst jemand bitten‘. Also bitten, wirklich bitten“ (Interview: Tatyana Baranowa).

Die Phrase „Du sollst jemand bitten“ könnte unterschiedlich interpretiert werden. Eine harmlose Interpretation wäre, dass die/der Berater/in ihr empfohlen hatte, um Hilfe bei einer Person, die mit den österreichischen Gesetzen und/oder mit dem Scheidungsprozess in Österreich besser vertraut ist als die Befragte selbst, zu bitten. Während des Interviews war aber die Reaktion von Tatyana Baranowa auf diese Aussage die Entrüstung, was eine andere Interpretation vorschlägt. Die Phrase „Du sollst jemand bitten“ könnte auch eine Demütigung implizieren, als ob sie dadurch, dass sie eine Migrantin ist, keine gerechte Behandlung verdient, sondern *flehen* muss, um Hilfe zu bekommen. Diese Auffassung löst natürlich die Gefühle von Frustration, Ärger und Hilfslosigkeit bei der Befragten aus. Die Tatsache, dass die Befragte die Aussage bei der Beratung negativ wahrnahm, deutet auf eine unbewusste Erwartung der Ungleichbehandlung hin. Das könnte nochmal die Normalität der Stigmatisierung russischer Migrant*innen in der österreichischen Gesellschaft bestätigen.

Unzufriedenheit, dass man auf Russisch spricht

Stigmatisierung kann als eine Einschränkung des Grundrechts in der Muttersprache zu kommunizieren manifestiert werden. Manche Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft sind unzufrieden, dass die befragten Migrant*innen mit einander und/oder mit ihrer Familie in ihrer

Muttersprache (d.h. auf Russisch) sprechen. Sie finden, dass es „*unangebracht*“ ist, auf Russisch zu sprechen, da die anderen in der Öffentlichkeit nichts verstehen können. Sie äußern ihre Unzufriedenheit manchmal direkt und offen, was als Einmischen in die Privatsphäre der Migrant*innen wahrgenommen wird. Zoya Sokolowa teilt ihre Erfahrung damit:

„Also ich spreche mit meinen Kindern immer Russisch, weil ich die zweisprachig erziehe. Und mir ist es egal, wer sich in der Nähe befindet. Ich spreche einfach Russisch. Und deswegen habe ich schon ein paar Momente erlebt, wo die Leute gesagt haben: Die können nichts verstehen, was ich sage, und deswegen ist es falsch. [...] ...meistens sind das ältere Damen oder ältere Herren, die dann kommen und sagen, das wäre unangebracht, jetzt irgendwie jetzt Russisch zu reden, weil die [sie] ja nichts verstehen können. [...] Da sage ich einfach, ganz einfach immer: ‚Sie brauchen auch nichts verstehen, was ich meinen Kindern sage‘. Und ob sie bitte weitersuchen sollen, weil das geht sie überhaupt nichts an. Ja, also, da kann man natürlich ein paar unangenehme Sachen dann hören, ja“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Es ist interessant, dass das Argument der unzufriedenen Menschen ist, dass sie „*nichts verstehen können*“ – als ob sie verstehen bzw. wissen müssen, worüber andere Menschen miteinander an einem öffentlichen Ort reden. Man kann es so interpretieren, dass die Gespräche in einer unverständlichen Sprache (oder/und spezifisch auf Russisch) als eine Bedrohung⁸ wahrgenommen werden. Die oben beschriebenen theoretischen Ansätze zeigten uns schon, dass die Stigmatisierung aus der Angst vor den unbekannten Dingen bzw. Menschen entsteht. Dieses Beispiel bestätigt, dass sich manche Menschen in Österreich so unwohl mit russischen Migrant*innen fühlen, dass sie ihnen negative Anmerkungen bezüglich ihres Rechts, in ihrer Muttersprache zu sprechen, geben.

Eine andere Befragte erzählte über eine Situation, die ihr im März 2022 (nach dem Anfang des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine) in einem Kaffeehaus passiert ist, wo sie mit ihrem Bruder auf Russisch telefonierte:

„...es war im März der Grund ist selbstverständlich, aber – ja ich war in einem Kaffeehaus, und ich habe mit meinem Bruder per Telefon gesprochen, also auf Russisch, und es war dort auch eine alte österreichische Ehepaar. Die Frau hat eine Zeitung mit einem Bild von Zelensky genommen und sie hat sie neben mir gelassen. Aber es war nicht so direkt, weil die Tische waren neben einander, aber es war

⁸ Interessant wäre zu wissen, welche „unverständliche“ Sprachen als Bedrohung wahrgenommen werden und welche Unterschiede damit entstehen. Meine Hypothese wäre, dass solche Sprachen, wie z.B. Russisch, Türkisch, Arabisch oder afrikanische Sprachen eher eine Unzufriedenheit bei den Akteur*innen der Ankunfts-gesellschaft verursachen werden, im Vergleich zu solchen europäischen Sprachen, wie z.B. Französisch, Italienisch, Dänisch usw. Die andere Hypothese wäre, dass sogar die Nationalität oder Rasse eine kleinere Rolle als die Sprache spielen würde. Das könnte eine Stigmatisierung zu Menschen aus bestimmten Ländern aufdecken oder bestätigen.

so witzig. Also alles, was sie gemacht hat, also die Zeitung neben mir zu lassen“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Sofia Kusnezowa sieht das Verhalten der Dame als einen „Protest“ gegen Russen und Russinnen in Bezug auf den Krieg, weil Zelensky momentan der Präsident der Ukraine ist:

„Ich glaube, es war ihr Protest, weil ich sitze da in einem Kaffeehaus, in einem schönen Kaffeehaus, und ich sitze da und ich habe gute Stimmung, ich lache, ich spreche auf Russisch, vielleicht ein bisschen laut, weil ich mit meinem Bruder spreche. Und dann sie war so diese Pokerface sie hat die Zeitung genommen und bei mir sie gelassen. Ich glaube, es war, weil ich auf Russisch gesprochen habe, sie hatte die Zeitung mit Zelensky und sie hat sie nicht gelesen, nur auf meinen Tisch gelegt“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Der Krieg zwischen Russland und der Ukraine erregte eine große negative Aufmerksamkeit für die Menschen, die auf Russisch in Österreich sprechen. Wie die Befragte die Situation beschrieb, könnte man das Verhalten der Dame so interpretieren, dass sie nicht zufrieden war, dass da eine Russin in einem Kaffeehaus sitzt, auf Russisch spricht, Spaß hat – und das alles während des Kriegs in der Ukraine. Die Zeitung mit dem ukrainischen Präsidenten sollte vielleicht bei der Befragten die Gefühle von Scham oder/und Schuld verursachen, als ob sie für den Krieg irgendwie verantwortlich wäre. Interessant ist, dass das Verhalten der Dame kein direkter Angriff oder eine Bemerkung war, sondern eine passiv-aggressive Aktion, indem sie schweigend die Zeitung mit Zelensky auf den Tisch legte und weg ging. Das könnte bedeuten, dass die Dame keinen offenbaren Konflikt heraufbeschwören wollte, sondern nur ihre Unzufriedenheit mit der Befragten demonstrieren wollte.

Solche Beispiele zeigen, dass durch die Unzufriedenheit, dass man auf Russisch spricht, die Stigmatisierung russischer Migrant*innen geäußert werden könnte. Die Stigmatisierung verstärkte sich während des Krieges zwischen Russland und der Ukraine, weil eine Einstellung in der Gesellschaft entstanden ist, dass russische Migrant*innen für die Handlungen der Regierung Russlands verantwortlich sein könnten.

Vorsicht und Abstand zu den Russen und Russinnen

Wie es schon im vorigen Kapitel dargestellt wurde, änderte sich die Wahrnehmung russischer Migrant*innen in der österreichischen Gesellschaft seit dem Anfang des Kriegs. Die größte Veränderung für die Befragten war, dass die Menschen anfangen, sich in einer Interaktion mit ihnen vorsichtiger zu verhalten und einen Abstand zu halten. Manche Befragte teilen mit, dass sie „wie ein Feind“ wahrgenommen werden und dass Menschen Angst vor ihnen haben:

„Abstand halten von mir. Eh, ich - Wir müssen eh nicht heiraten, aber ja, so wie, keine Ahnung, so wie ein Feind. Ich glaub, die haben Angst, dass ich auch was antun kann“ (Interview: Valentina Morosowa).

Zoya Sokolowa erlebte ähnliche Reaktionen:

„...jetzt es - kommt es wieder, diese ‚Aha‘ und ein bisschen eben vorsichtiger Umgang. Das kommt sogar von den Personen, die mich ja vorher schon gekannt haben, jetzt mittlerweile, ja, also sozusagen. Das kommt langsam wieder zurück und das wundert mich jetzt zu sehen, dass - Die haben mich ja doch schon vorher gekannt und es war ja alles in Ordnung“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Sie meint, dass Menschen schon eine besondere Einstellung zu den Russen und Russinnen als die Bösen oder als eine Bedrohung haben und „wenn man dann praktisch gesagt hat, dass man aus Russland kommt“, bekommt man eine „Aha“ Reaktion, was als eine Art der Verurteilung angesehen werden kann. Das bedeutet, dass manche Menschen russische Migrant*innen nur basierend auf ihrer Herkunft einschätzen und schon aus diesem Grund besondere negative Erwartungen über ihr Verhalten haben.

Zoya Sokolowa erzählt auch über die Haltung der Menschen:

„Die sagen ja nichts Böses, nach dem Motto. Ja, oder die meinen vielleicht auch nicht, aber man merkt grundsätzlich die Haltung von den Menschen, die sie - Ehm. Wie sie sprechen oder wie sie das irgendwie beschreiben“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Regina Popowa teilt eine ähnliche Beobachtung mit:

„dass die, die Europäer, oder nehmen wir Österreicher, wir reden ja über die, zu den Russen ein bisschen vorsichtig vielleicht, mit ein bisschen Vorsicht [sind] und ich weiß nicht bis jetzt was das war“ (Interview: Regina Popowa).

Die vorsichtige und distanzierte Haltung der Menschen zu russischen Migrant*innen könnte nicht so offensichtlich und direkt sein, aber das bedeutet nicht, dass es nicht spürbar ist. Stillschweigende Stigmatisierung ist immer noch eine Stigmatisierung, die einen negativen Einfluss auf das Leben russischer Migrant*innen hat. Das Problem damit ist, dass sie viel schwieriger zu beweisen oder zu bekämpfen ist und deswegen kann sie viel leichter in der Gesellschaft ausgeübt werden.

Politische Maßnahmen und negative Sanktionen als Stigmatisierung

Wegen des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine wurden viele verschiedene negative Sanktionen gegen Russland verhängt. Davon ist auch der Alltag russischer Migrant*innen in Österreich betroffen. Zoya Sokolowa begegnete in ihrer Arbeit damit, dass gegenwärtige politische Maßnahmen und Stereotype über Russen und Russinnen die geschäftlichen Beziehungen beeinflussen, indem russische Unternehmen aus dem Business ausgeschlossen wurden:

„Es gibt auch stereotyperweise, auch in anderen Ländern, nicht nur in Österreich, dass man sich auch oft genau überlegen hat, muss, wenn man jetzt mit den russischen Unternehmen oder wenn man selbst Russe ist, besonders - mit wem man überhaupt Geschäfte macht, weil es gab auch Momente, wo die Firmen sanktioniert wurden, zum Beispiel mit Strafen belegt worden sind, weil die Behörden sich da nicht so genau vorstellen konnten - oder Angst gehabt hätten, dass da Geldwäscherei oder irgendwas betrieben wird [...] Das habe ich wirklich tatsächlich auch schon erlebt [...] Das hat auch nichts gebracht, es irgendwie zu erklären oder irgendwie zu zeichnen, wie das alles funktioniert. Wenn man sich da unsicher ist, dann ist man sich da unsicher“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Die negativen Sanktionen gegen Russland hatten ihren Effekt nicht nur in der Arbeitswelt, sondern auch im privaten Leben russischer Migrant*innen. Ein Befragter erzählt, dass er bei der Kontoöffnung in einer österreichischen Bank abgelehnt wurde.

„Als ich versuchte, ein Konto zu eröffnen, lehnten sie mich ab, nur weil ich einen russischen Pass habe. [...] Ich kam herein, sagte: ‚Ich möchte ein Studentenkonto eröffnen‘. Der Manager sah mich sehr seltsam an, ging zum Chef, kam zurück und sagte: ‚Entschuldigung, wir können kein Konto für Sie eröffnen, weil Sie die russische Staatsbürgerschaft haben. Wir arbeiten nicht mit Russen‘. Das sagten sie mir im Klartext, aber als ganz waren sie nett und zeigten mir den Weg zur nächsten Raiffeisenbank“ (Interview: Oleg Lasarew).

Am meisten hatte Oleg Lasarew aber Sorgen, als aufgrund seiner russischen Staatsbürgerschaft sein Bankkonto gesperrt wurde:

„So einen Moment gab es auch, irgendwo Anfang März [2022] bei mir - bei der Raiffeisen Bank haben sie mein Konto gesperrt und gesagt, ich soll zur Bank kommen und zeigen, auf welcher Grundlage ich in Österreich bin, d.h. meine Einwanderungsdokumente mitbringen. Das war sehr seltsam für mich. [...] Es gab keine Warnung, nichts, nur blockiert und das war's. Nun, ich kam ziemlich schnell an. Die Frage ist geklärt. Kein Problem“ (Interview: Oleg Lasarew).

Oleg Lasarew erzählt, dass er nicht der Einzige ist, bei dem das Bankkonto aus demselben Grund gesperrt wurde:

„Wie ich auf Facebook in der Gruppe ‚Russen in Österreich‘ gesehen habe, dass auch genug Leute über solche Dinge in der Erste Bank, der Raiffeisen Bank und einigen anderen geschrieben haben. Nur ein Konto von jemandem wurde für eine Woche, für zwei oder drei Tage gesperrt. Am selben Tag [als ich die Bestätigung brachte] funktionierte es bei mir bereits. Mir scheint, dass dies der Grund ist, denn es gab keine verdächtigen Finanzbewegungen meinerseits, absolut nichts“ (Interview: Oleg Lasarew).

Die Situation schockierte Oleg Lasarew und verursachte viel Verwirrung und Angst bei ihm:

„...weil das meiste Geld, das ich habe, auf meinem Konto ist, und wenn sie sich entschieden haben, das Konto komplett, komplett zu sperren, dann weiß ich nicht, wie ich hier dann überleben würde“.

Wenn man sich im Ausland als Student ohne regelmäßiges Einkommen, wie z.B. Oleg Lasarew, befindet, verlässt man sich nur auf sein Geld, das man mitbrachte und auf seinem Bankkonto aufbewahrt. Wenn man aber allein in einem fremden Land keinen Zugriff auf sein Konto hätte, könnte man schnell in eine schwierige und sogar gefährliche Lage kommen. Deswegen geht es für Oleg Lasarew ums „Überleben“ in der Situation, die die Weltpolitik für ihn erschuf, nur weil er die russische Staatsbürgerschaft hat.

Hier kommt die Frage: kann man solche Handlungen der Behörden als Stigmatisierung bezeichnen? Wenn auf der politischen Ebene die negativen Sanktionen gegen ein Land eingeführt werden und die Menschen dann mit der Erlaubnis der Regierung ungleich behandelt werden, ist es eine Stigmatisierung oder bloß eine „Anweisung der Geschäftsleitung“ (Interview: Oleg Lasarew)? Die Erzählungen der Befragten deuten darauf, dass man solche Anweisungen eine politische Stigmatisierung nennen sollte. Basierend auf den Handlungen der russischen Regierung und bloßen Stereotypen werden Menschen aus Russland im Ausland überprüft und mit Vorsicht wahrgenommen bzw. behandelt. In einem Tag (seit dem Tag des Kriegsbeginns) ist eine große Menge von Menschen auf einmal verdächtig und gefährlich geworden, unabhängig davon, was sie eigentlich taten oder nicht taten, welche Einstellung sie zur Situation selbst haben und wie lange sie schon im Ausland leben. Es ist wichtig, dass es den Menschen bewusst wird, dass solche Handlungen nicht als Norm bezeichnet werden sollen, sondern eine politische Stigmatisierung darstellen.

5.2.3. Bewältigungsstrategien russischer Migrant*innen

Wie im vorigen Kapitel dargestellt wird, unterwandert die subtile, stille und „höfliche“ Stigmatisierung langsam alle Bereiche russischer Migrant*innen. Sie versteckt sich hinter den Komplimenten, sozialen Regeln und politischen Maßnahmen, was dazu führt, dass die Stigmatisierung und Diskriminierung in der Gesellschaft unmerklich normalisiert wird. Das wird auch damit bestätigt, dass solche Bewältigungsstrategien, wie Erwartung der Stigmatisierung und Entwicklung der „Immunität“ dagegen, von den befragten Migrant*innen aus Russland entwickelt werden. Diese Bewältigungsstrategien werden von den Befragten verwendet, um mit ihrer alltäglichen Stigmatisierung umzugehen.

Erwartung der Stigmatisierung und Entwicklung der „Immunität“ dagegen

Die von der Normalisierung der Stigmatisierung verursachte Machtlosigkeit und Hilflosigkeit erwecken bei den befragten russischen Migrant*innen interessanterweise keine Wut oder Aggression, sondern eine Akzeptanz und fast eine „Immunität“ dagegen.

Tatyana Baranowa spricht so über Menschen, die sie aufgrund ihrer Herkunft ungleich behandelten:

„...wir können eh nicht so viel ändern sozusagen bei diesen Personen. Wir können es versuchen, aber wir können nicht das Verhältnis der Person ändern“ (Interview: Tatyana Baranowa).

Zoya Sokolowa antwortet so darauf, als ihr *„eine Mathe-Note reduziert aufgrund [ihrer] Herkunft“* wurde:

„Naja, ein bisschen überrascht war ich. Aber ja, was kannst du ja machen wegen einem Professoren sozusagen, der das so entschieden hat? Natürlich ist es nicht gerade sehr nett“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Auf den ersten Blick kann man solche Reaktionen als Strategien des Aufgebens oder der Gleichgültigkeit interpretieren, aber wenn man sie genauer ansieht und zusammen mit anderen Ausdrücken der Befragten betrachtet, kann man sehen, dass die befragten russischen Migrant*innen ihre Lage nicht nur annehmen, sondern auch anfangen, selbst die Stigmatisierung als Norm wahrzunehmen und sie dadurch auch zu erwarten.

Wenn die Nachbar*innen von Zoya Sokolowa *„stereotyperweise diesen Eindruck hatten“*, dass sie *„irgendwie unfreundlich und fast böse“* ist, obwohl sie *„überhaupt nichts Böses gemacht“* hat, reagiert Zoya Sokolowa so darauf:

„Also wie gesagt, ich bin schon ziemlich lange da. Also, vorher war ich auch in der Schweiz paar Jahre. Also, ich kenn das. Also deswegen, das, das macht nichts mit mir. Ich weiß das. Also, es ist halt - Ich nehm das als gegeben hin“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Die Aussagen *„...ich kenn das. Also deswegen, das, das macht nichts mit mir“*, *„Ich nehm das als gegeben hin“* zeigen die Akzeptanz und Normalität der Situation für die Befragte. Man kann es so interpretieren, dass die Befragte an so ein Verhalten ihr gegenüber schon gewöhnt ist. Die Phrase *„Ich nehm das als gegeben hin“* wirkt auch so, als ob sie sogar nichts anderes erwartet. Es gibt keinen Widerstand von ihrer Seite zur Situation bzw. zu solcher Wahrnehmung der Russen und Russinnen in der Gesellschaft, was darauf hinweisen kann, dass solche Behandlungen ein Teil der Norm geworden sind. Es zeigt, wie stark solche Stigmatisierungen in der Gesellschaft bzw. bei den Menschen eingeprägt sind; so sehr, dass nichts anderes bleibt, außer sie zu erwarten und *als gegeben hinzunehmen*.

Die Normalisierung der Stigmatisierung kann nicht nur dazu führen, dass man beginnt, sie zu erwarten, sondern auch dazu, dass man langsam die Sensibilität ihr gegenüber verlieren kann. Bewusst oder unbewusst versuchen die stigmatisierten Befragten ihre unangenehmen Erfahrungen zu verkleinern. Tatyana Baranowa erzählt darüber, dass ihre Anwesenheit bei dem

Sprachkurs nicht angemeldet wurde, obwohl sie anwesend war, und dass es die Lehrerin absichtlich wegen ihrer Vorurteile gegen die russische Herkunft der Befragten machte:

„Es waren verschiedene Momente. Kleinere Sachen. Ab wann kommt man zu dem Deutschkurs, soll man die Anmerkung machen, dass die Person da war. Sie hat das sehr speziell [d.h. absichtlich] nicht gemacht. Aber ich war eigentlich da. Einfache Sachen, aber jetzt ist ganz unklar war, weil die anderen Leute haben eh schon gesehen, dass ich war drin bei dem Kurs und dann kommt das: ‚Nein, Sie haben nicht genug besucht‘. Ich sage: ‚Wie? Warum? Ich habe wohl besucht‘. Aber sehr nur kleine Sachen“ (Interview: Tatyana Baranowa).

Es wird auffällig, dass sie ihr unfaires Erlebnis untertreiben möchte, indem sie es wiederholt als *„kleinere Sachen“*, *„einfache Sachen“* bezeichnet. Man könnte es einerseits so interpretieren, dass sie befürchtet, das Verhalten der Lehrerin als Stigmatisierung oder Diskriminierung zu nennen. Deswegen versucht sie ihrer Erfahrung eine *kleinere* Bedeutung zu geben. Die möglichen Gründe für ihre Angst werden im Kapitel „5.2.4. Triangulierung anderer (russischer) Migrant*innen“ diskutiert. Andererseits könnte man es so sehen, dass die Befragte diese Situation wirklich unterschätzt und nicht so schlimm bzw. als normal empfindet, um so mit der Stigmatisierung umzugehen.

Ein weiteres Beispiel für diese Bewältigungsstrategie stellt Zoya Sokolowa vor, als sie im Interview über ihr Leben in Österreich und die Veränderungen in der gesellschaftlichen Wahrnehmung seit dem Anfang des Kriegs erzählte. Sie sagte:

„Also so richtige Diskriminierung hat man bis jetzt ja hier nicht erlebt“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Diese Aussage ist besonders spannend und bedeutungsvoll, weil sie auf einmal sofort drei wichtige Aspekte anzeigt:

1. Zoya Sokolowa benutzt interessanteweise die Äußerung *„richtige Diskriminierung“* – dass sie keine *„richtige Diskriminierung“* bis jetzt erlebte. Mit dem Wort *„richtige“* wird vermutlich *„offene“*, *„direkte“* oder *„explizite“* Diskriminierung (wie, z.B., verbale Beleidigungen, körperliche Aggression usw.) gemeint. Das könnte wieder auf das Feine der Stigmatisierung gegenüber russischen Migrant*innen in Österreich und ihre untertreibende Wahrnehmung der Ungleichbehandlung hinweisen. Die Diskriminierung bzw. Stigmatisierung ist so subtil und *„normal“*, dass man sie nicht so *richtig* oder sogar nicht mehr als negativ wahrnimmt.
2. In der Aussage verwendet sie auch die Wörter *„bis jetzt“*, die auf eine Erwartung, was danach (bzw. *„nach jetzt“*) passieren könnte, hinweisen kann. Die Aussage lässt sich so interpretieren: *„Bis jetzt gab es keine richtige Diskriminierung, aber in der Zukunft erwarte ich es schon“*.

3. Interessant ist auch, dass sie, wenn sie über Diskriminierung spricht, die Formulierung „hat man [...] nicht erlebt“ verwendet, als ob sie nicht über sich selbst erzählt.

„...Österreich habe ich als relativ freundliches Land empfunden, zumindest einmal bisher. Sonst würde ich ja hier nicht bleiben. Ich bleibe ungerne da, wo ich nicht willkommen bin. Deswegen war es für mich bisher kein Problem. Also, ich mag Österreich und Wien finde ich auch wunderschön. Bisher war das eigentlich ganz ganz in Ordnung. Also so richtige Diskriminierung hat man bis jetzt ja hier nicht erlebt. Nur wie gesagt seit der Ukraine-Konflikt hat man wieder diese selben Probleme, die man vielleicht auch vorher in den 90er Jahren gehabt hatte, wo - wo die Konten gesperrt werden“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Dieses Zitat zeigt, dass sie, wenn sie positive Erfahrungen mitteilt, die „Ich“ – Konstruktion in den Sätzen verwendet. Wenn sie aber über negative Erfahrungen spricht, äußert sie sich eher distanziert, durch die „Man“-Satzkonstruktion. Solche unterschiedlichen Satzbauten in einer Erzählung können darauf deuten, dass sie sich bei den negativen Situationen zurückzieht bzw. einen Abstand dazu hält. Das hilft ihr möglicherweise die negative Behandlung, Stigmatisierung oder Diskriminierung zu entpersonalisieren und sie dadurch nicht mehr zu empfinden bzw. eine „Immunität“ dagegen zu entwickeln.

Die Entwicklung der „Immunität“ gegen Stigmatisierung hat nicht nur negative Folgen, wie Schwinden der Sensibilität gegenüber der Ungleichbehandlung, die Normalität und dadurch die Erwartung der Stigmatisierung, sondern diese Bewältigungsstrategie hat auch ihre positiven Seiten für die befragten russischen Migrant*innen. Sie fördert die Befragten, die Stigmatisierung mit Humor wahrzunehmen und die Vorteile in negativen Situationen zu finden.

Zoya Sokolowa nimmt „*viele Sachen einfach mit Humor*“ und dadurch, sagt sie, „*vergesse ich die wieder gleich*“. Regina Popowa nimmt ihre Schwierigkeiten im Kolleg, wo sie sich ausgeschlossen fühlte, positiv wahr und findet ihre Erlebnisse sogar für ihre Integration in die österreichische Gesellschaft nützlich:

„...Dass ich natürlich mich schon viel mehr verständigen hab können. Da hab ich sehr viel dazugelernt, einfach rein in der Sprache. Natürlich habe ich mich durch dieses Kolleg auch vielmehr integrieren können. Jahrelang habe ich auch irgendwelche - also von den Mädels auch irgendwelche Geschichten gehört aus deren Leben, wie sie in der Schule waren. Also ich bin mehr einfach in dieses Leben hineingekommen, in das öster- also in das Wiener Leben“ (Interview: Regina Popowa).

Diese Bewältigungsstrategie ist ein wesentliches und anregendes Ergebnis, weil sie zeigt, dass sich die Befragten von ihren negativen Erfahrungen der Stigmatisierung emotional distanzieren, indem sie die alltägliche Stigmatisierung als normal aufnehmen und dadurch gegen sie „immun“ werden und fangen an, sie zu erwarten. Ich glaube, dass ihnen diese

Bewältigungsstrategie erlaubt, zumindest irgendeine Kontrolle in einer machtlosen Situation der Stigmatisierung zu bekommen. Die Befragten erwarten keine Hilfe oder Veränderungen im Verhalten der anderen Menschen, sie orientieren sich an sich selbst und konzentrieren sich darauf, was sie in den unangenehmen Umständen machen können.

Andere Bewältigungsstrategien, die die befragten russischen Migrant*innen entwickelten, werden auch am meisten auf ihre eigene Verantwortung und ihre eigene Handlungsmöglichkeiten in der Situation der Stigmatisierung ausgerichtet.

Vermeidungsstrategien: Ignorieren und Vermeidung der unangenehmen Situationen

Die Vermeidungsstrategien werden auch von den Befragten für alltägliche Stigmatisierung verwendet. Jedoch werden sie von russischen Migrant*innen eher mit der Stigmatisierung in Bezug auf den Krieg zwischen Russland und der Ukraine umgesetzt. Die möglichen Gründe dafür werden weiterhin erklärt.

Ignorieren

Ignorieren ist eine Bewältigungsstrategie, die der stigmatisierten Person hilft, von der ungünstigen Situation abzusehen. Ignorieren der Stigmatisierung erlaubt der Person die Notwendigkeit zu reagieren zu vermeiden und dadurch werden auch alle Folgen, die mit einer Antwort auf Stigmatisierung mitkommen, vermieden.

„Falls es kommt, ich versuche mich nicht konzentrieren auf die Situationen. Weil sonst, wenn du konzentriert bist, dann du denkst und blablabla und weiter und weiter und weiter“ (Interview: Tatyana Baranowa).

Wenn Tatyana Baranowa den stigmatisierenden oder diskriminierenden Umständen begegnen, versucht sie sich auf diese *nicht zu konzentrieren* bzw. sie zu ignorieren. Ihre Aussage *„dann du denkst und blablabla und weiter und weiter und weiter“* kann man so interpretieren, dass die Folgen für ihre Reaktion auf solche Situationen viel Nachdenken und Hinterfragen, die sie als schädlich wahrnimmt, sein können. Die negativen Erlebnisse können viel Zeit und viel Energie kosten, wenn man sich ständig damit beschäftigt, im Kopf verschiedene mögliche Ausgänge für die Situation durchzuspielen und bessere, aber leider schon verlorene Möglichkeiten, damit umzugehen, zu suchen. Dieser Prozess könnte höchst frustrierend sein, was die Befragte wahrscheinlich vermeiden möchte.

Eine andere Befragte bevorzugt, die stigmatisierende Situation zu ignorieren, da sie keinen Sinn darin sieht, darauf zu reagieren. So antwortet Sofia Kusnezowa auf ihre negative Erfahrung, als sie Anfang März in einem Kaffeehaus in Wien auf Russisch telefonierte und eine Dame aus

Protest gegen Russen und Russinnen auf ihren Tisch eine Zeitung mit dem Präsidenten der Ukraine legte:

„Ich habe nichts gemacht. Weil ich bin generell so eine konfliktfreie Person so ich - irgendwelche Konflikte gefallen mir nicht. Ich sehe da keinen Sinn so etwas so sagen. [...] ...es war der Anfang des März und es war der Tag, wo ich mich gut gefühlt habe, ich hatte eine gute Stimmung, und der Tag war schön generell. Ehm. Und ich wollte in dieser Stimmung bleiben, weil es war nicht so oft bei mir. Ich war okay. Ich kann darauf reagieren, etwas sagen, ich weiß nicht ein Gesicht machen oder so, aber gibt es Sinn? Nein. Hilft es mir? Auch nein. So“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Die Befragte wollte auch die Folgen ihrer Reaktion auf die Situation vermeiden, da sie möglicherweise einen Konflikt mit der Dame hätte. Sie sieht keinen Sinn wegen der stigmatisierenden Situation einen Konflikt anzufangen, weil sie nicht daran glaubt, dass es ihr helfen würde. So eine Entscheidung der Befragten kann man als noch eine Bestätigung der Normalisierung der Stigmatisierung in der Gesellschaft interpretieren. Die Akzeptanz der Hoffnungslosigkeit der Situation ermöglicht Sofia Kusnezowa aber andere Wege zu finden, mit der Stigmatisierung umzugehen, wie, z.B., eine Wahl, die Aktion der Dame zu ignorieren und in einer guten Stimmung zu bleiben.

Im Umgang mit der Stigmatisierung verwendet Valentina Morosowa die Bewältigungsstrategie des Ignorierens aus denselben Gründen wie Tatyana Baranowa und Sofia Kusnezowa:

„Wenn sowas in meinem Leben passiert, ich versuche so schnell wie möglich lösen und vergessen. Ich kann mich nicht auf was Negatives konzentrieren. Dann kann ich nicht einschlafen. Dann bin ich negativ drauf. Dann - Es kann auch sein, dass ich zu Hause dann weine. Deswegen - Ich versuche mich auf was Positives zu konzentrieren. Unser Leben kann jederzeit ändern oder es kann immer was passieren, deswegen - Dass ich sowas im Kopf hab, kann ich nicht sagen. Natürlich, ja, wir sind alle Menschen - Kann schon sein, aber wie gesagt, ich versuch nicht zu konzentrieren auf, keine Ahnung, auf Idioten, die mein Leben zur Hölle machen. Ich glaube, es ist auch richtig so“ (Interview: Valentina Morosowa).

Die Befragte vermeidet sich auf was Negatives zu konzentrieren und versucht eher auf was Positives zu konzentrieren, um für sie schädliche Folgen, wie Schlaflosigkeit und schlechte Gefühle, die zum Weinen führen, zu verhindern. Die Bewältigungsstrategie des Ignorierens wird von den Befragten benutzt, da die Folgen der Interaktion mit der Stigmatisierung nicht erwünscht sind und dadurch für sie nicht wert sind wahrgenommen zu werden.

Vermeidung der unangenehmen Situationen

Die zweite Vermeidungsstrategie, die befragte russische Migrant*innen anwenden, ist die Vermeidung der unangenehmen Situationen. Der Unterschied zur Bewältigungsstrategie des Ignorierens liegt darin, dass die Befragten sich noch nicht in den Stigmatisierungssituationen

befinden, sondern sie diese „vorhersehen“ können und deswegen versuchen sie, die Voraussetzungen für diese Situationen zu vermeiden.

In ihrem Interview erzählte Zoya Sokolowa, dass sie sich *„als Versuchskaninchen“* in der Interaktion mit Menschen in Österreich fühlte, *„auf der man halt so diese ganzen Stereotype testen könnte“* (Interview: Zoya Sokolowa). Ihre Antwort auf diese Erfahrung war:

„Nein, was kann man dagegen sagen? Nein, ich habe nichts dagegen gesagt. Ich habe nur manchmal versucht, unauffällig zu verschwinden, oder irgendwie ja in manche Situationen gar nicht reinzukommen oder ich hab auch - Als ich studiert habe oder in der Schule gelernt habe, war das ja so, dass ich auch immer viel gelernt habe. Und deswegen war das auch immer eine gute Ausrede, unauffällig irgendwie zu verschwinden“ (Interview: Zoya Sokolowa).

Ihre Aussage, dass sie versuchte, *in manche Situationen gar nicht reinzukommen*, schlägt die Interpretation vor, dass sie mit einer solchen störenden Position übermäßig vertraut ist. Deswegen ergreift sie denkbare Maßnahmen, wie z.B. *gute Ausreden* oder *unauffällige Verschwinden*, um solche unangenehmen Situationen zu vermeiden.

Der Krieg zwischen Russland und der Ukraine erschuf für russische Migrant*innen ungünstige und manchmal sogar gefährliche Voraussetzungen für die Stigmatisierung, die die Befragten auch versuchen zu vermeiden.

Sofia Kusnezowa sagt, dass sie seit dem Anfang des Kriegs *„extra safe“* (Übersetzung von Englisch – „extra sicher“) ist:

„...ich bin extra safe damit. Weil mein Mental Health war so schlecht seit Anfang des Kriegs und ich konnte es nicht mehr. Also ich schütze mich wie möglich und lese die Kommentare nicht mehr“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Auf die Frage, was sie mit der Äußerung *„extra safe“* meint, antwortet sie:

„Also, nur das, dass es gar keine Möglichkeit gibt, dass sie etwas dagegen sagen. [Über das Thema des Kriegs meinen Sie?] Ja. Ich will darüber nicht sprechen, so ich - ich spreche nie über das Krieg. Ich kenne das persönlich nicht“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Sie vermeidet die Gespräche über das Thema oder sogar die Möglichkeiten, dass das Thema überhaupt angesprochen wird. Außerdem verschweigt sie auch ihre Herkunft aus Russland:

„...Und ich sage auch das nicht so oft, dass ich aus Russland komme. Aber es ist nicht, weil ich Angst habe – es ist nicht, dass ich Angst von der Kommentare oder von der Reaktion der Österreicher Angst habe, aber nur weil ich probiere mehr mich zu schützen. Aber ja so. Aber nicht Österreicher, sondern ukrainische Leute in Österreich – jetzt ist echt schlecht. Ich hatte Freunde aus der Ukraine, mit denen ich nicht mehr Freunde bin, weil– wegen des Anfangs des Kriegs“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Während des Interviews verwendet die Befragte oft solche Phrasen, wie „*ich schütze mich wie möglich*“ oder „*ich probiere mehr mich zu schützen*“, obwohl sie leugnet, dass sie eine Angst hat. Aber der Wunsch sich zu schützen impliziert eigentlich schon, dass es etwas gibt, wovor man sich schützen will. Die Verleugnung der Angst könnte so interpretiert werden, dass die Befragte die Existenz der möglichen Gefahr für sie nicht zugeben möchte.

Auf die Frage, ob sie aufgrund ihrer Herkunft physisch angegriffen oder beschimpft wurde, antwortet sie „*Nein, nein, nein. Gott sei Dank, nein*“ (Interview: Sofia Kusnezowa). Das wirkt, wie eine starke Reaktion. Die Aussage „*Gott sei Dank*“ kann man so interpretieren, dass sie dankbar ist, dass sie nicht aufgrund ihrer Herkunft physisch angegriffen oder beschimpft wurde. Das könnte bedeuten, dass sie sich doch eine Wahrscheinlichkeit, dass es passieren könnte, vorstellen kann, obwohl sie keine Erfahrung der Gewalt hatte.

Ebenso teilt Oleg Lasarew die Auffassung der möglichen Gefahr für russische Migrant*innen in Österreich. Am Anfang des Kriegs verheimlichte er seine russische Herkunft und sprach nicht Russisch, da er „*niemanden provozieren*“ wollte:

„...als der Konflikt in der Ukraine im Februar begann, begann ich öfter zu sagen, dass ich aus Kasachstan herkomme, ich bin dort geboren, habe aber mein ganzes Leben in Russland gelebt, und nicht aus Russland, wenn ich gefragt wurde. Weil ich irgendwie Angst habe, dass wenn ich zum Beispiel auf der Straße oder an der Universität Russisch spreche, es vielleicht ein paar unzufriedene oder brennende Köpfe gibt, die sich falsch benehmen können. Ich wollte niemanden provozieren, also habe ich wahrscheinlich ein und halb Monaten lang auf der Straße entweder Englisch gesprochen oder geschwiegen (Interview: Oleg Lasarew).

Zur Zeit des Interviews entschloss er sich dazu, wieder mit Menschen auf Russisch zu kommunizieren:

„Ich immer noch - ich spreche Russisch auf der Straße, aber jetzt versuche ich zu sagen, dass ich aus Kasachstan komme, nicht aus Russland. Es ist nicht wie eine Lüge, aber so weiß man nie, was für eine Person erwischt werden und unangemessen reagieren kann“ (Interview: Oleg Lasarew).

Jedoch existiert immer noch seine Angst einer Stigmatisierung oder sogar einer Gefahr, deswegen vermeidet er es, offen über seine Herkunft aus Russland zu sein. Interessant ist auch, dass die befragten russischen Migrant*innen eine Angst eher vor den Menschen aus der Ukraine haben. Der Grund dafür könnte in Hinsicht auf den Krieg, der zwischen Russland und der Ukraine passiert, erklärt werden. Es könnte aber noch eine andere Erklärung dafür gegeben werden. Die Angst, die die befragten russischen Migrant*innen vor den Ukrainer*innen haben, kann nicht nur durch den möglichen Wunsch letzterer auf Rache begründet werden, sondern auch dadurch, dass im Fall einer Racheaktion die Russen und Russinnen in der Gesellschaft

nicht unterstützt werden könnten. Wie es in den vorigen Kapiteln schon vorgestellt wurde, wurden die befragten Migrant*innen wegen der politischen Handlungen der Regierung Russlands verurteilt, eingeschränkt und stigmatisiert. Deswegen kommt es nicht überraschend, dass die Befragten aufgrund ihrer Herkunft eine Stigmatisierung erwarten und Angst vor Gewalt haben. Das erläutert, warum die Befragten im Umgang mit der Stigmatisierung wegen des Kriegs die Vermeidungsstrategien bevorzugen.

Rechtfertigung

In einigen Fällen der Stigmatisierung neigen die befragten russischen Migrant*innen dazu ihr Verhalten oder das Verhalten der anderen in der Situationen der Ungleichbehandlung zu rechtfertigen. Manche Befragte suchen eine Begründung bzw. eine Erklärung für ein unfaires Verhalten der anderen Menschen gegen sie oder gegen Russen und Russinnen im Allgemeinen, um ein Stigma nicht persönlich wahrzunehmen und ihre Zugehörigkeit zur österreichischen Gesellschaft zu gewährleisten. Tatyana Baranowa und Regina Popowa nehmen den Aspekt der Nationalität aus der Ungleichbehandlung heraus und erklären die Erfahrungen der Stigmatisierung durch Individualität einer Person.

„Wie gesagt, jeder Platz hat verschiedene Leute. Das hängt nicht von der Nationalität ab. Es hängt von den Personen ab. Genau von den Personen“ (Interview: Tatyana Baranowa).

Regina Popowa meint auch, *„dass es sehr situationsbezogen ist, dass jede Situation einfach sehr individuell ist“.*

„Anscheinend passiert sowas, ja. Aber es ist zu individuell. Und ich sage dann: ‚Ich weiß nicht, wie sich diese russische Frau benommen hat gegenüber den Österreichern. Ich weiß auch nicht, was sie zu ihm gesagt hat, oder umgekehrt. Vielleicht war der Österreicher unhöflich zu ihr und dann war sie - Aber das liest man wirklich oft. Und ich erlebe das nicht. Ich verst - Ich kann das nicht verbinden. Mir ist das nie passiert. Und deswegen glaub - ja und ich glaub, es ist wirklich sehr individuell. Das kommt wirklich auf die Umstände an, auf die Situation an“ (Interview: Regina Popowa).

Die Befragte spricht darüber, dass sie die Stigmatisierung selbst nicht erlebte, und deswegen kann sie solche Erfahrungen der anderen und ihre Nationalität zusammen *„nicht verbinden“*. Die Verwendung des Worts *„Anscheinend“* ist auch eine interessante Wahl, die so wirkt, als ob sie an die Stigmatisierung russischer Migrant*innen in Österreich nicht wirklich glaubt. Ihr ist bewusst, dass eine ungleiche Behandlung gegen Russen und Russinnen existieren kann, aber sie begründet es durch ein individuelles Verhalten der Teilnehmer*innen der Situation und gibt die Verantwortung dafür einer einzelnen Person. So eine Perspektive der Individualität auf Stigmatisierung und damit ihre Rechtfertigung führen zu einer Interpretation, dass die Befragten soziale Stigmata über russische Migrant*innen in Österreich nicht „sehen“ möchten.

Die Erklärung dafür könnte darin liegen, dass entweder sie als Migrant*innen sich selbst nicht als Opfer (die diskriminiert bzw. stigmatisiert werden) bezeichnen wollen oder sie die anderen bzw. die Österreicher*innen, nicht beschuldigen wollen. In beiden Fällen wird die Verantwortung individuell getragen und dadurch werden sie als Migrant*innen in der Gesellschaft nicht als „schlecht“ präsentiert. Außerdem ist es interessant zu wissen, dass beide Befragten sich *„nicht mehr fremd“* (Interview: Tatyana Baranowa) und *„absolut integriert“* (Interview: Regina Popowa) in der österreichischen Gesellschaft fühlen. Vermutlich erlaubt die Rechtfertigung der Stigmatisierung durch eine individuelle Hinsicht den Befragten ihr Gefühl der Akzeptanz und Zugehörigkeit zur österreichischen Gesellschaft beizubehalten und es nicht in Frage zu stellen. Mehr darüber wird im nächsten Kapitel „5.2.4. Triangulierung anderer (russischer) Migrant*innen“ beschrieben.

Als Oleg Lasarew der unangenehmen Situation begegnete, wo er, z.B., sich auf den Partys ausgeschlossen fühlte, weil die Menschen mit ihm nicht auf Englisch sprechen wollten, versuchte er ihr Verhalten zu rechtfertigen:

„Früher, sagen wir vor 5 Jahren, wäre ich beleidigt gewesen, aber jetzt versuche ich, philosophisch zu sein, ich verstehe, dass die Leute sich entspannen wollen, das werde ich ihnen nicht aufdrängen“ (Interview: Oleg Lasarew).

Als er von seinen österreichischen Kolleg*innen an der Universität *„eine Art Vernachlässigung“* erlebte, wo er nicht ernst genommen wurde, fand er auch eine Begründung für die Situation:

„Leider war dieses Fach komplett online und ich habe sie, Klassenkameraden, nicht einmal live gesehen. Wir kommunizierten nur per Korrespondenz, vielleicht war die Situation etwas anders, wenn wir uns in der Klasse trafen“ (Interview: Oleg Lasarew).

Die Bewältigungsstrategie der Rechtfertigung ermöglicht den Befragten mit der Stigmatisierung *„philosophisch“* (Interview: Oleg Lasarew) umzugehen und dadurch ein negatives Verhalten der anderen nicht so persönlich betreffend zu empfinden.

Es gibt aber Situationen, wo Stigmata eher persönlich ausgerichtet werden und die Befragten die Notwendigkeit fühlen, sich selbst zu rechtfertigen. Bei einem Bewerbungsgespräch bewunderten die Menschen die Fremdsprachenkenntnisse von Sofia Kusnezowa mit den Aussagen *„Oh mein Gott, du hast ein Sprachtalent“*, *„Wie ist Ihre Englisch so gut?“*, die sie als eine Beleidigung empfand, weil diese implizieren, dass sie *„nichts kann“* bzw. von ihr *„eine schlechte Sprache“* erwarten würde, da sie eine Migrantin ist. Als Antwort auf diese Stigmatisierung fühlte sie, dass sie sich erklären bzw. rechtfertigen muss, warum sie Fremdsprachen gut kennt:

„Aber ja ,Dankeschön für das Kompliment, freue mich‘, aber ich habe so viel Zeit damit verbracht. Ja, ich arbeite nach meine Aussprache. Natürlich habe ich grammatische Probleme, aber wer hat das nicht? Das ist meine dritte Sprache. [...] Ich war überrascht. Also, wenn ich mich richtig erinnere, ich habe dazu nichts gesagt. Oder einfach so ,Ja, ich war ein Babysitter in einer englischsprachigen Familie“ (Interview: Sofia Kusnezowa).

Der Krieg zwischen Russland und der Ukraine führte auch dazu, dass sich die Befragten so fühlen, dass sie sich selbst als Russen und Russinnen vor den Menschen verteidigen und rechtfertigen müssen. Valentina Morosowa sagte während des Interviews - *„Ich trag absolut keine Verantwortung, was er [Präsident des Russlands - Vladimir Putin] angetan hat. Und ein Teil von meiner Familie kommt aus Ukraine“*. Die Befragten versuchen die Stigmatisierung, die der Krieg für sie verursachte, mit ihrer Nichtteilnahme an den Umständen und ihrer Angehörigkeit zur Ukraine zu rechtfertigen. Tatyana Baranowa spricht so darüber:

„Meine Mutter ist geboren in der Ukraine. Ich habe die Verwandte von beiden Seiten. Bin die Mischung von den zwei Ländern. Wir sind alle zusammen - Es war keine Schnitt. [...] Aber ich bin nicht verantwortlich dafür. Ich kann nichts machen“ (Interview: Tatyana Baranowa).

Auf der Basis meiner Beobachtungen lässt sich vermuten, dass die Bewältigungsstrategie der Rechtfertigung von den Befragten in den Fällen umgesetzt wird, wenn die Anwendung der anderen oben genannten Strategien für sie nicht möglich wirkt. Wenn sie die Situationen der Stigmatisierung nicht „normal“ wahrnehmen können und diese auch nicht vermeiden können, müssen sie sich dann selbst verteidigen und damit die Stigmata oder sich selbst rechtfertigen. Außerdem erschafft die Bewältigungsstrategie der Rechtfertigung für die Befragten eine Gelegenheit, den anderen und/oder auch sich selbst davon zu überzeugen, dass sie nicht so, „wie das Stigma sagt“ sind oder dass die Stigmata im Allgemeinen „nicht existieren“.

5.2.4. Triangulierung anderer (russischer) Migrant*innen

Ein interessantes Phänomen ist während der Forschung vorgekommen. Für seine Benennung verwende ich den Begriff „Triangulierung“ aus der Psychologie. Das Konzept „Triangle“ wurde von US-amerikanischer Psychiater Murray Bowen erstellt und in seinem Buch *„Family Therapy in Clinical Practice“* (1978) ausführlich beschrieben:

The theory states that the triangle, a three-person emotional configuration, is the molecule, or the basic building block, of any emotional system, whether it is in the family or any other group. The triangle is the smallest stable relationship system. A two-person system may be stable as long as it is calm, but when anxiety increases, it immediately involves the most vulnerable other person to become a triangle (S. 373).

Das Konzept „Triangle“ beschreibt eine Dynamik, die zwischen drei Personen in einer Familie oder einer anderen Gruppe entsteht, um mit Stress, Angst und Unruhe umzugehen. In ruhigen Zeiten besteht das Dreieck aus einem vertrauten engen Zweier und einem weniger vertrauten Außenseiter*in. In Stressphasen bildet sich die Spannung in der Beziehung und dadurch wird die Außenposition angenehmer, befreiender und gewünscht. Die Spannungszustände zu zweit werden charakteristischerweise von einer Person, die sich am wenigsten wohl fühlt, wahrgenommen, und von dieser Person dann mit der dritten Person ein neues Gleichgewicht in Richtung einer angenehmeren Zweisamkeit für sich selbst eingeleitet, während die zweite Person nichts davon mitbekommt. Diesen Prozess bezeichnet man als Triangulierung (Bowen 1978, S. 373).

Während der Auswertung der Ergebnisse sah ich, wie in diesem Zusammenhang eine ähnliche Dynamik von den Befragten benutzt wird und dass sie in soziologischer Perspektive für die Beschreibung der Triangulierung sozialer Gruppen (nicht nur der einzelnen Personen) gebraucht werden kann. In der Soziologie wurde der Begriff „Racial Triangulation“ von Claire Jean Kim (1999) eingeführt, indem sie beschreibt, dass *„Asian Americans specifically have been ‘racially triangulated’⁹ vis-a-vis Whites and Blacks in this field of racial positions for the past century and a half“* (S. 107).

In meiner Bezeichnung des vorgekommenen Phänomens bzw. der Bewältigungsstrategie wird die Triangulierung anderer Migrant*innen aber so erklärt: Um Stigmatisierung als Russen und Russinnen oder als Migrant*innen in Österreich zu vermeiden, erschaffen manche Befragten ein soziales Dreieck zwischen ihnen selbst (1), anderen russischen Migrant*innen (2) und Österreicher*innen (3). Dafür unterscheiden die Befragten zwischen „guten“ und „schlechten“ russischen Migrant*innen und triangulieren bzw. stigmatisieren dann die „schlechten“ Russen und Russinnen in Österreich, um eine Nähe und Verbundenheit mit Österreicher*innen zu bauen und um selbst nicht zur Gruppe der stigmatisierten („schlechten“) russischen Migrant*innen zu gehören. In den Fällen, wo sie als „schlechte“ Russen und Russinnen angesehen werden können, beschuldigen sie sich selbst aus einer individualistischen Perspektive, um soziale Stigmata zu vermeiden und ihre Zugehörigkeit zur Wir-Gruppe mit Österreicher*innen beizubehalten. Ihre Selbstbeschuldigung führt zur Befestigung und

⁹ „Racial triangulation occurs by means of two types of simultaneous, linked process: (1) processes of ‘relative valorization’, whereby dominant group A (Whites) valorizes subordinate group B (Asian Americans) relative to subordinate group C (Blacks) on cultural and/or racial grounds in order to dominate both groups, but especially the latter, and (2) process of ‘civic ostracism’, whereby dominant group A (Whites) constructs subordinate group B (Asian Americans) as immutably foreign and unassimilable with Whites on cultural and/ or racial grounds in order to ostracize them from the body politic and civic membership“ (Kim 1999, S. 107).

Verinnerlichung der negativen Stereotype in der Gesellschaft und zur Stigmatisierung der „anderen“ russischen Migrant*innen.

Die Grenze zwischen „guten“ und „schlechten“ russischen Migrant*innen

Vlad Ossipow erzählte im Interview, dass er keine Erfahrungen der Diskriminierung oder Stigmatisierung in Österreich erlebte:

„Also ich persönlich noch nie. Dass ich irgendwie diskriminiert wurde. Ist mir persönlich noch nie - also bei mir ist es noch nie vorgekommen“ (Interview: Vlad Ossipow).

Interessant ist, dass er das Wort „nie“ drei Mal in seiner Antwort wiederholte. Man kann es so interpretieren, dass er unbedingt die Nicht-Existenz solcher Erlebnisse betonen wollte. Auf die Frage über seine Erfahrungen der Ausgeschlossenheit sagte er:

„Ehm auch nicht, muss ich gestehen. Ich persönlich nicht, nein“ (Interview: Vlad Ossipow).

Die Auswahl der Wörter „*persönlich*“ und „*muss ich gestehen*“ in diesem Zusammenhang könnte auch informativ sein. Die häufige Verwendung des Worts „*persönlich*“ könnte auf seine Persönlichkeit und fast auf seine Ausschließlichkeit hinweisen, als ob er kein Repräsentant für diskriminierende oder stigmatisierende Erfahrungen in Österreich sein möchte. Es könnte ebenso darauf hindeuten, dass ihm bewusst ist, dass solche Erfahrungen mit anderen Migrant*innen passieren können und dass solche Fälle existieren können, aber er zu dieser Gruppe der Migrant*innen nicht gehört. Die Phrase „*muss ich gestehen*“ könnte seine Schuldgefühle implizieren, als ob er sich schuldig fühlt oder sich dafür schämt, dass er keine negativen Erfahrungen hatte. Als ob Diskriminierung und Stigmatisierung erwartet wird, deswegen *muss* er *gestehen*, dass er keine davon erlebte.

Außerdem erklärt der Befragte die Abwesenheit negativer Erfahrungen in Österreich dadurch, dass er seine *eigene (russische) Kultur nicht so stark ausprägt*, im Vergleich zu anderen Migrant*innen:

„...ich kann mir vorstellen, dass viele Menschen aus der Türkei, aus Syrien, aus Serbien halt anders behandelt werden, weil die auch ihre Kultur vielleicht anders leben auch. Dass sie halt ihre eigene Kultur stärker ausprägen in Österreich als vielleicht ich das mache. Vielleicht deswegen werden die dann auch anders behandelt“ (Interview: Vlad Ossipow).

Diese Erzählung zeigt, dass es ihm bewusst ist, dass eine Gruppe der Migrant*innen mit anderer Herkunft „*anders*“ bzw. schlecht behandelt werden kann. Den Grund dafür nennt er, da sie „*ihre eigene Kultur stärker ausprägen in Österreich*“ als er es macht. Was genau er damit meint, ist leider unklar. Eine Interpretation dafür wäre, dass manche Migrant*innen in einer Parallelgesellschaft in Österreich leben, d.h., dass sie sich von der österreichischen Gesellschaft

absondern und mit ihren eigenen Werten, Sprache und Normen leben, sie wohnen sogar „gemeinsam“ in einem Bezirk und formen damit ihre kleine eigene Gesellschaft. Interessant ist, dass der Befragte mit seiner Erklärung ein Stigma vorlegte, dass „Migrant*innen nur ihre eigene Kultur ausüben möchten und sich nicht in der Einwanderungsgesellschaft integrieren wollen“. Dieses Stigma versuchen manche Befragten zu vermeiden, indem sie *sich wie Österreicher*innen verhalten* und russische Migrant*innen selbst stigmatisieren.

Valentina Morosowa behauptet, dass sie in Österreich gut behandelt wird, weil sie „*keine typische Russin*“ ist:

„Die behandeln mich genauso wie alle anderen, also Österreicher. Weil, ich bin - Ich glaube, ich bin keine typische Russin, die - Natürlich nicht alle Russen sind so, aber viele davon. Es gibt ein Problem mit Kultur. Die sind nicht pünktlich. Die - Keine Ahnung, die sind anders. Nicht so europäisch, wie wir das vorstellen“ (Interview: Valentina Morosowa).

Sie unterscheidet zwischen „*europäisch*“ bzw. „*guten*“ Russen und Russinnen und „*schlechten*“ Russen und Russinnen, die „*anders*“, „*nicht so europäisch, wie wir das vorstellen*“, sind. Regina Popowa unterstützt die Stereotype über „*schlechte*“ Russen und Russinnen, indem sie sagt:

„Ah, die Russen, die mit dem viel Geld und die, was halt so ein bissl sich daneben benehmen oder so ein bissl frech oder so. Frech nicht, aber wie soll ich sagen, vielleicht so ein bisschen niveaulos“ (Interview: Regina Popowa).

Oleg Lasarew teilt auch die negativen Bewertungen über seine russischen Mitmenschen. Er erzählt über seine Bekannte, die ihre Arbeit mit Russen und Russinnen so beschreibt:

„Sie sagt, es sei sehr schwer, mit ihnen [Russen] zu arbeiten, weil sie betrügen, die Arbeit überhaupt nicht oder nicht rechtzeitig erledigen, auf dreiste Weise Ideen stehlen. Sie sagt, es sei das Schwierigste für sie, mit Russen zu arbeiten. Aus irgendeinem Grund überrascht mich das nicht. Das ist nicht die erste solche Gemeinschaft, die ich getroffen habe, ich war mehrere Male in den Vereinigten Staaten und habe dort auch mit der russischen Diaspora zu tun gehabt - ungefähr die gleiche Situation“ (Interview: Oleg Lasarew).

Die Befragten verteilen selbst die Stereotype über russische Menschen und geben den „*schlechten*“ Russen und Russinnen die Schuld, dass sie „*anders behandelt*“ werden und sie glauben, dass sie mehr *sich anpassen müssen*:

„...Wenn du nach Österreich kommst, und du machst das, was Österreicher gar nicht machen, dann wirst du auch anders behandelt. Du musst dich anpassen. [...] Nicht jeder macht das. Es gibt auch Russen, die damit kämpfen. Die - Die hängen russische Flagge. Die lernen - Also Deutsch kannst du vergessen. Die reden Russisch. Die gehen zu russische Geschäft einkaufen. Die haben russische

Freunde. Die arbeiten irgendwo, wo die Russisch reden können. Die integrieren sich gar nicht. Russische Schulen gibt es auch. Und die leben in Österreich, aber auf Russisch, komplett auf Russisch“ (Interview: Valentina Morosowa).

Valentina Morosowa stigmatisiert die Russen und Russinnen, die in Österreich *auf Russisch sprechen, russische Freunde* haben, in die *russischen Schulen* gehen, indem sie davon ausgeht, dass sie *sich nicht integrieren* wollen und so gegen die Anpassung an die österreichische Gesellschaft *kämpfen*. Regina Popowa spricht genauso negativ über andere Russen und Russinnen:

„die Schuld selbst von den Russen da ist, ja, dass sie sich nicht integrieren wollen, können, wollen. Und dann aber die Schuld auf die, auf die Europäer schmeißen, ja, so: ‚Die nehmen uns quasi nicht. Die akzeptieren uns quasi nicht‘. Das ist A. Schlechte Sprachkenntnisse, absolut schlimme Sprachkenntnisse, ja. [...] Also es sind sehr viele Leute, die einfach die Sprache nicht lernen wollen, ja. Oder nicht gut können. Ja. Ehm. Dann gibt es das zweite Problem. Für mich ist es, dass man sich einfach so gruppiert, also russische Gruppen bildet, russische Gesellschaften bildet und dann sich quasi in diesen kleinen Welten nur bewegen. Und nicht sehen, was nach draußen passiert“ (Interview: Regina Popowa).

Diese Ansichten der Befragten, dass die „schlechten“ Russen und Russinnen in einer Parallelgesellschaft in Österreich leben, können ihre starke Identifizierung mit Österreicher*innen und ebenso ihre Triangulierung (und Stigmatisierung) anderer russischer Migrant*innen andeuten, was zu ihrer Verinnerlichung dieser Stigmata und Selbstbeschuldigung führt.

Verinnerlichung der Stigmata und Selbstbeschuldigung

Den Befragten sind die Stereotype über Migrant*innen oder Russen und Russinnen bewusst. Manche Stereotypen unterstützen und verbreiten sie sogar selbst. Das könnte bedeuten, dass die Befragten diese Stigmata internalisierten. Valentina Morosowa meint, dass *„...sie [Österreicher*innen] schauen, wie du dich verhältst, ob du integriert bist, ob du Deutsch sprichst, ob du dich bemühst. Dann - Dann passiert eh nichts“*. Deswegen versucht sie „sich gut benehmen“, um die oben genannte Stigmatisierung selbst zu vermeiden:

„Ich versuche, Österreicher zu zeigen, dass wir auch anders sein können, dass wir auch europäisch sind. Und egal von wo du kommst, wenn du dich gut verhältst, wenn du - Wenn du Kultur hast, dann wird's - Du wirst gar nichts merken optisch“ (Interview: Valentina Morosowa).

Regina Popowa erzählte in ihrem Interview nicht viel über die Gründe des Umzugs nach Österreich, nur dass ihr Vater in Österreich wegen einer langen Dienstreise war. Deswegen studierte sie in Österreich in der russischen Schule, wo sie kein Deutsch lernte. Nach der Schule

ging sie doch ohne gute Deutschkenntnisse in ein deutschsprachiges Kolleg. Es „waren die schwierigsten zwei Jahre“ für sie in ihrer „ganzen Erfahrung in Österreich“. Sie sagt:

„...ich habe halt im Unterricht so wenig verstanden, dass ich mich dann ausgeschlossen gefühlt hab. Ja, da seh ich einfach - Da fühlt man sich, wie sagt man, wie eine weiße Krähe, ja, also oder ein schwarzes Schaf [...] Wahrscheinlich wenn ich Österreicherin wäre und von dem österreichischen Schulsystem gekommen wäre, wäre das ganz anders, aber ich habe mich irrsinnig schwergetan. Also es war schwierig, ich hab geweint, ich habe nichts verstanden. Ich hab die Fächer und die alle - für die Tests und die Prüfungen alles auswendig lernen müssen. Ich hab das Kolleg eigentlich auch sehr positiv abgeschlossen. Es hat dann alles geklappt, aber es war - Es war schrecklich. Es war wirklich teilweise ekelhaft“ (Interview: Regina Popowa).

Ihre Erzählung demonstriert, wie unglaublich schwierig es für sie als Migrantin war, in einer Fremdsprache zu studieren. Ihre Verwendung der Wörter „schrecklich“, „irrsinnig“, „schwierig“, „ich hab geweint“ und „ekelhaft“ könnte auf eine ziemlich schmerzhaft Erfahrung deuten, wo sie sich so ausgeschlossen und allein fühlte. Jedoch sagt sie auch gleichzeitig:

„Aber schon wieder, das war mein Problem. Da hat mir keiner was angetan. Das war nur mein Problem“ (Interview: Regina Popowa).

Sie versucht klar und deutlich zu zeigen, dass sie gegenüber ihren österreichischen Kolleg*innen oder Lehrer*innen keine Anschuldigungen bezüglich ihrer Schwierigkeiten macht und dass die Situation *nur ihr Problem* ist, dass sie allein dafür die Verantwortung trägt. Einerseits könnte die Befragte Recht haben: niemand tat ihr etwas an, es war „ihr Problem“, dass sie kein gutes Deutsch konnte und nichts verstehen konnte; sie könnte die Sprache in der Schule lernen oder irgendwelche Sprachkurse vor dem Kolleg besuchen. Andererseits versteht sie, dass sie mit den Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft nicht gleichkommen kann: *„wenn ich Österreicherin wäre und von dem österreichischen Schulsystem gekommen wäre, wäre das ganz anders“*. Ihre Realität als Migrantin ist ziemlich anders, besonders wenn ihr die Sprachkenntnisse fehlen. Doch ihre Erwartungen an sie selbst sind hoch, sie stellt ihre sprachlichen Kenntnisse und Fähigkeiten der Anfängerin mit den Möglichkeiten der Muttersprachler*innen gleich:

„...im Großen und Ganzen habe ich mich da schon ziemlich allein durchkämpfen müssen, ja. War auch kein - nicht die Aufgabe von jemandem. Ich war genauso ein ordentlicher Schüler wie jeder andere“ (Interview: Regina Popowa).

Sie ist nicht die Einzige. Oleg Lasarew ist auch der Meinung, dass seine mangelnden Sprachkenntnisse seine Schuld sind:

„Wenn wir über irgendwelche studentischen Veranstaltungen sprechen, dann ist das meine Verantwortung, ich bin selbst schuld, dass ich die Sprache nicht gelernt habe, natürlich ist es schade, aber was kann ich tun, ich muss die Sprache weiter lernen, was ich jetzt eigentlich mache“ (Interview: Oleg Lasarew).

Solche Äußerungen können eine Bedeutung der gesunden Einstellung haben, wo man die Verantwortung für ihre/seine eigenen Handlungen übernimmt, um ihr/sein Leben selbst zu gestalten. Jedoch hat diese Verantwortung einen negativen Ausdruck, indem die Befragten solche Wörter wie *„mein Problem“* oder *„selbst schuld“* in diesem Zusammenhang benutzen. Diese Äußerungen können auch „besondere“ Erwartungen oder Stereotype hinsichtlich der Migrant*innen in der Gesellschaft aufdecken, die die Befragten unbewusst internalisierten und aus diesem Grund zu ihrer Selbstbeschuldigung führen.

Hier ist noch ein Beispiel dazu von Regina Popowa:

*„Von meiner Seite, wenn ich vielleicht etwas nicht ganz verstanden habe, wenn ich zum Beispiel irgendwo humormäßig noch nicht was verstanden habe oder Witze nicht ganz verstanden habe und alle haben gelacht und ich konnte nicht, weil ich es einfach nicht verstanden habe. Ja, das sind dann so Feinheiten, aber nie von - nie seitens Gesellschaft. Nie das. Also das waren eher immer meine psychologischen Probleme, wo ich Zeit gebraucht habe, einfach sich noch mehr zu integrieren und und sich einfach wohler zu fühlen. Das ist von mir aus gekommen und nie seitens, seitens dieser Leute [Österreicher*innen]“ (Interview: Regina Popowa).*

Die Befragte benutzt die Aussage *„nicht verstanden habe“* vier Mal in dieser Erzählung, was den Eindruck machen kann, dass es für sie wichtig und unangenehm war. Aber dann verkleinert sie die Bedeutsamkeit ihrer Erfahrungen, indem sie diese als *„so Feinheiten“* benennt. Außerdem erklärt sie diese unangenehmen Erfahrungen durch *„immer [ihre] psychologische Probleme“*. Sie versucht so gut wie möglich irgendwelche Anschuldigungen an Österreicher*innen und ihre Zugehörigkeit zu den „schlechten“ Russen und Russinnen zu vermeiden, indem sie immer wieder betont, dass es *immer ihre* Schuld und Verantwortung ist. Sie verwendet auch oft einen extremen Ausdruck *„immer“*, *„nie“* in ihren Sätzen, besonders wenn sie über Integration, ihre Wahrnehmung und Akzeptanz in der Gesellschaft spricht:

„Ich war nie, nie, nie nicht akzeptiert. Immer akzeptiert. Immer akzeptiert“ (Interview: Regina Popowa).

So eine starke Betonung dieser Wörter könnte man so interpretieren, dass sie mich als Interviewerin oder sogar sich selbst damit überzeugen wollte, dass es wirklich so ist. Ihre Aussagen wirken so, dass sie unbedingt vermeiden möchte, etwas Unangenehmes oder „Schlechtes“ über Österreich bzw. Österreicher*innen zu sagen und deswegen „schlecht“

wahrgenommen zu werden. Sie würde lieber sich selbst beschuldigen, als eine kleinere Unzufriedenheit mit dem Leben in Österreich zu äußern. Dieses Verhalten könnte durch eine Angst der Befragten vor den Stigmata über Migrant*innen, wie z.B., dass „Migrant*innen die Amtssprache ihres Einwanderungslands nicht lernen möchten“, erklärt werden. Sie versuchen solchen Stigmata zu entkommen und möchten möglicherweise den anderen oder sogar sich selbst beweisen, dass sie keine „faulen“, „inkompetenten“ oder „schlechten“ russische Migrant*innen sind, die „nichts können“ und „sich nicht integrieren wollen“. Die Selbstbeschuldigung hilft ihnen eine Zugehörigkeit mit Österreicher*innen zu bewahren und solche Stigmatisierungen zu vermeiden.

6. Reflexion der Forschung

Das Thema für die Forschung im Rahmen meiner Masterarbeit wurde aus eigenem Interesse und meinen Beobachtungen in Österreich entwickelt. Ich bin selbst eine Migrantin, ich komme aus Kasachstan und meine Muttersprache ist Russisch. Die Teilnehmer*innen meiner Studie sind russische Migrant*innen, deswegen erlaubte mir mein Migrationshintergrund eine Vertrauensbasis mit ihnen zu bauen und ihre Erlebnisse nachzuvollziehen. Ich konnte viel Gemeinsames in unseren Erfahrungen finden und dadurch ihre Perspektive ausführlich verstehen und mir plausibel vorstellen. Eine gemeinsame Muttersprache mit den Teilnehmer*innen gab mir einen Zugang zum kulturellen Kontext der Russen und Russinnen, ihrer Geschichte und damit ein besseres Verständnis ihrer Handlungen, Reaktionen und Motive. Jedoch gewährleistet meine Herkunft aus Kasachstan eine Sicht von außen und eine gewisse Distanz zum Forschungsfeld und zu den Erlebnissen der Migrant*innen als Russen und Russinnen. Kasachstan und Russland haben zwar einen gewissen Teil der Geschichte gemeinsam, sind aber nicht gleich¹⁰ und werden in der Welt unterschiedlich wahrgenommen. Aus diesem Grund konnte ich mit einem anderen Blick ihre Erzählungen betrachten und für diese neue Interpretationen finden. Da meine Forschung einem qualitativen Paradigma entspricht und einem interpretativen Verfahren folgt, war es für mich wichtig, meine eigenen Erfahrungen und Eindrücke bezüglich des Themas und der Daten zu reflektieren. Zuerst teile ich meine eigenen Erfahrungen der Stigmatisierung und meine Perspektive als Migrantin in Österreich mit. Danach beschreibe ich meine Eindrücke und Erfahrungen hinsichtlich des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine während der Forschung.

6.1. Meine eigene Erfahrungen mit Stigmatisierung in Österreich

Ist man selbst schuld, wenn man nicht gut genug auf Deutsch sprechen kann und sich dadurch ausgeschlossen fühlt? Als Migrantin frage ich mich das oft. Die Befragten reden darüber, dass sie selbst die Verantwortung dafür tragen oder tragen sollen, falls sie mit anderen nicht gut kommunizieren können, weil sie die Amtssprache nicht gut können, die Witze oder Verhaltensweisen im kulturellen Kontext nicht verstehen. Man muss das alles selbst lernen, meinen sie, so integriert man sich. Das dachte ich mir auch. „Es ist meine Schuld, dass die Österreicher und Österreicherinnen mit mir keine Freundschaften bilden wollen, oder dass ich keinen normalen Job finden kann. Ich kenne Deutsch nicht so gut, ich kann nicht so wie sie reden. Natürlich verstehen sie mich nicht. Ich bin nicht gut genug, ich muss mehr lernen“ –

¹⁰ In Kasachstan sind, z.B., zwei unterschiedliche Amtssprachen Russisch und Kasachisch.

solche Gedanken liefen ständig in meinem Kopf. Fast 10 Jahre in Österreich und ich habe immer noch ab und zu solche Gedanken. Aber das ist ein geschlossener Kreis, wie kann ich mehr über den kulturellen Kontext in Österreich lernen und besser Deutsch sprechen, wenn ich mich aus „ihrer“ Gesellschaft ausgeschlossen fühle, wenn ich für die Ankunftsgesellschaft in Österreich nicht „verständlich“ genug bin? Ich bin fremd für sie: ich bin anders, ich spreche anders, ich verhalte mich anders, ich habe andere Vorstellungen von manchen Dinge usw.

Das Leben im Ausland, in einem fremden Land könnte man damit vergleichen, als ob man hinter einer Glaswand lebt: man sieht andere Menschen, anderes Leben, aber als Migrant*in ist man oft kein Teil dieses Lebens oder dieser Menschen, besonders am Anfang. Man kann sie nicht berühren, man wird nicht gehört und nicht verstanden – das ist sehr einsam. Natürlich fängt man dann an, „eigene“ Menschen zu suchen und eine eigene kleine Welt im Ausland zu bilden, damit man überhaupt irgendwelche Menschen hat, damit man überleben kann und nicht unter Einsamkeit leidet. Es ist unmöglich sich sofort zu integrieren, aber das wird von Migrant*innen in der Migrationsgesellschaft total erwartet. Mir wurde zum Beispiel gesagt, dass ich „nicht integriert“ bin, weil ich russischsprachige Freunde hier in Österreich habe. Das beleidigte mich sehr. Ich muss ein Teil der Gesellschaft sein, die mich nicht wirklich akzeptieren will, weil sie mich nicht versteht, aber irgendwie spielt es doch keine Rolle und die Verantwortung und Schuld dafür wird nur mir übertragen. Als ich ankam, versuchte ich meinen Kontakt mit russischsprachigen Menschen einzugrenzen, damit ich mehr in den kulturellen Kontext in Österreich eintauchen könnte und schneller Deutsch lernen könnte. Es war eine unglaublich einsame Zeit für mich. Niemand sagte mir, dass ich, wenn ich russischsprachige Menschen ausschließe, keinen automatischen Zugang in die Ankunftsgesellschaft in Österreich bekomme. Ich wohnte in einem Studentenheim und versuchte, neue Freundschaften mit Österreicher*innen aufzubauen, aber es funktionierte nicht. Wie die Befragten in ihren Interviews erzählten, Österreicher*innen, denen ich zum Zeitpunkt begegnete, waren sehr höflich und freundlich. Sie würden mir helfen, falls ich etwas fragen würde. Doch es fühlte sich immer so, als ob ich vor einer geschlossenen Tür stehe, zu der ich keinen Schlüssel habe. Am Anfang dachte ich, dass ich einfach noch nicht so gut Deutsch reden kann. „Natürlich will man sich nicht anstrengen, wenn man mit Freunden spricht. Ich muss mehr lernen“ – und ich verbesserte mein Deutsch, um mich verständlich ausdrücken zu können. Aber die persönliche Distanz änderte sich nicht. Gute Kenntnisse der deutschen Sprache gaben mir keinen Schlüssel zu der Ankunftsgesellschaft in Österreich. Ich fühlte mich nur ständig nicht „gut genug“ für ihre Welt. Nach einiger Zeit musste ich schon russischsprachige Freunde finden, damit ich hier im Ausland ein Gefühl von Gemeinsamkeit bekommen konnte.

Manchmal ist es unglaublich frustrierend, sich nicht so frei, vollständig und richtig äußern zu können, wie man es in ihrer/seiner Muttersprache tun würde. Besonders schwierig war es an der Universität, wo ich nicht unterscheiden konnte, ob ich etwas nicht verstand, weil ich die Sprache noch nicht „so gut“ kann oder weil es einfach ein neues Gebiet ist, das nicht nur ich, sondern auch deutschsprachige Student*innen nicht verstehen. Es gab so viele Situationen, besonders am Anfang des Studiums, wo ich etwas sagen oder fragen wollte, aber ich habe es nicht gemacht, weil ich Angst hatte, blöd oder dumm auszusehen. Ein paar Mal probierte ich es schon, aber als Reaktion darauf bekam ich eine schreckliche Stille und so einen Gesichtsausdruck, als ob ich gerade so einen „Blödsinn“ sagte, dass ich es mit der Zeit nicht mehr versuchen wollte. Interessant für mich war es immer, als mir gesagt wurde, dass ich meine schriftlichen Arbeiten Korrekturlesen lassen muss, dass ich viele Fehler mache. Sowas kostet nicht wenig und ich konnte es mir als Studentin nicht leisten, besonders es ständig während des Studiums zu machen. Wenn ich meinen Lehrer*innen das sagte, wurde mir empfohlen meine österreichischen Kollegen und Kolleginnen um Hilfe zu fragen. Das war nicht besonders hilfreich, weil die Kollegen und Kolleginnen mir absagten, da sie selbst auch viel zu tun hatten. So musste ich schlechte Noten bei manchen Lehrer*innen für meine Arbeiten bekommen, da ich nicht „gut genug“ schreiben kann. Ich verstehe schon, dass ich Soziologie studiere und richtig bzw. ohne Fehler schreiben können muss. An der Universität werden auch viele Workshops für wissenschaftliches Schreiben angeboten. Ich verstehe, dass ich bloß mehr lernen muss und mehr können. Hier sind wir aber wieder in einem geschlossenen Kreis. Ich habe das Gefühl, dass ich ein Spiel spiele, das ich nie gewinnen kann, aber ich muss trotzdem spielen. Ich wurde immer mit Österreicher*innen verglichen: wenn ich hier in Österreich leben möchte, muss ich wie ein/e Österreicher*in sein, also auch so ausgezeichnet wie ein Muttersprachler*in reden und schreiben können, so gut die kulturellen Kontexte, Werte und Normen verstehen und kennen, mich auch so verhalten und äußern. Das klingt alles logisch, oder? Das sollen Migrant*innen, die nach Österreich kommen, lernen. Ich sah einmal eine Broschüre für Flüchtlinge, wo alle wichtigen Werte, Normen und Verhaltensweisen beschrieben wurden, an die man sich anpassen soll, damit man in der Ankunftsgesellschaft in Österreich in Frieden leben kann. Das verstehe ich gut. Andere Länder, andere Sitten. „Wenn man sich an die Regeln des Landes nicht halten will, wieso kommt man dann hier überhaupt her?“, „Wenn es Ihnen hier nicht gefällt, wieso sind Sie dann hierhergekommen bzw. wieso bleiben Sie immer noch hier?“ - Diese Fragen tauchen sofort auf, wenn man anfängt, über das Leben der Immigrant*innen zu sprechen. Solche Fragen stellte ich mir oft selbst, als ich mich hier schlecht fühlte. Ich dachte, dass ich mich komplett anpassen muss, sogar wenn es bedeutet auf die Teile meiner Identität, die unfair behandelt werden, zu verzichten. Ich darf nichts hinterfragen, wenn

ich in Österreich leben will. „Hier ist es so, wenn es Ihnen nicht gefällt, können Sie gerne zurückkehren“. Was kann man dazu sagen? Ich konnte sehr lange auf solche Aussagen keine Antwort finden. Ich dachte, dass mit mir etwas nicht stimmt, wenn ich ein Verständnis und eine Akzeptanz von der für mich fremden Gesellschaft möchte. Ich dachte, dass ich es nicht wollen oder fragen dürfte.

Die ersten 8 Jahre, die ich hier in Österreich wohnte, akzeptierte ich selbst meinen Migrationshintergrund nicht, was zu dem Zeitpunkt unbewusst für mich war. Ich versuchte so gut wie möglich, einer/einem Österreicher*in ähnlich zu sein, mich an soziale und kulturelle Normen und Verhaltensweisen in Österreich anzupassen. Ich wollte diesen Punkt erreichen, wenn ich endlich mal „gut genug“ für Österreich sein kann und nicht mehr als *Ausländerin* wahrgenommen werden kann. Jedoch war dieser Wunsch mir bis zu einer gewissen Zeit überhaupt nicht bewusst. Wenn man so lange in einem fremden Land lebt, gewöhnt man sich langsam daran, sich ständig fremd zu fühlen, dass man es sogar nicht mehr merkt. Dadurch, dass ich schon mehrere Jahre in Österreich lebte und meine Identität, meine Verhaltensweise an die hier lebenden Menschen anpasste, dachte ich, dass ich schon zur Ankunftsgesellschaft in Österreich gehören kann. Natürlich habe ich immer noch viele Situationen erlebt, wo ich aufgrund meiner Muttersprache oder meiner Herkunft unangenehm oder ungleich behandelt wurde. Manche Menschen reagierten genervt, dass ich auf Russisch spreche, indem sie auf mich verärgert waren und mir unangenehme Sachen sagten. Es war noch vor dem Krieg zwischen Russland und der Ukraine. Ich ignorierte sie einfach und bezeichnete sie für mich als ungebildet. Als Menschen bei den Behörden, in einem Krankenhaus oder in einer Bank mich nicht ernst nahmen, lernte ich damit so umzugehen, dass ich auf meine Akzeptanz bestehe und dass ich ein Recht habe, gleich wie alle anderen behandelt zu werden. Wenn ich jetzt zurückblicke, denke ich, dass ich mich als ein Teil der österreichischen Gesellschaft fühlte, weil ich mich „richtig“ (d.h. laut aller Normen und Werten in Österreich) verhielt und mich im Vergleich zu neuen immigrierten Bekannten schon „alt“ (wegen des längeren Aufenthalts in Österreich) fühlte. Diese Illusion der Inklusion half mir dabei zu „vergessen“, dass ich eine Migrantin bin. Das wollte ich sehr, weil es unglaublich schwierig für mich war, mich ständig fremd zu fühlen. Diese Illusion wurde in Stücke zersplittert, als ein Familienmitglied meines Partners, der ein Österreicher ist, sagte, dass er eine Österreicherin als Partnerin statt mir suchen soll. Das war einer der schlimmsten Momente meines Lebens. Ich werde hier nicht alle meine persönlichen Gefühle beschreiben, aber diese Aussage zerstörte meine falsche Vorstellung über mich und meine Inklusion in Österreich komplett. In diesem Moment verstand ich, dass ich nie als ein/e Österreicher*in wahrgenommen würde, weil ich einfach keine Österreicherin bin. Ich komme aus Kasachstan, meine Muttersprache ist Russisch und ich bin eine Immigrantin in

Österreich. Das sind die Tatsachen, die mich beschreiben, und man kann sie nicht ändern, unabhängig davon, wie stark ich will, nicht als *Ausländerin* bezeichnet zu werden, weil damit alle Stigmatisierungen, Diskriminierungen und negativen Wahrnehmungen mitkommen. In diesem Moment musste ich mir endlich eingestehen, dass ich einen Migrationshintergrund habe und man das nicht ändern, anpassen, verstecken oder ignorieren kann. Ich habe verstanden: Ich bin eine Migrantin und das muss nicht etwas Schlechtes bedeuten.

Wir sehen die Welt durch andere Menschen, mit denen wir in einer Gesellschaft leben. Man kann nicht allein in der Welt überleben. Es funktioniert wie eine Widerspiegelung. Wenn alle um mich herum mir sagen, dass ich nicht „gut genug“ spreche und schreibe, dann glaube ich ihnen. Wenn sie sich mir gegenüber ungleich oder unangenehm verhalten, dann glaube ich, dass mit mir etwas nicht stimmt, weil alle anderen Menschen gut behandelt werden. Wenn Migrant*innen schlecht wahrgenommen werden, dann will ich nicht als Migrantin bezeichnet werden, obwohl es nur ein Wort für eine Kategorie der Menschen ist. Dadurch, dass ich nach Österreich kam, wird von mir erwartet, dass ich eine „echte“ Österreicherin werde. Aber dadurch, dass es unmöglich ist, weil ich eigentlich keine Österreicherin von der Herkunft bin, verliere ich in einem Spiel, das die Ankunftsgesellschaft für Migrant*innen erstellte. Es gibt keinen gleichen Platz für Migrant*innen in der Gesellschaft, weil Migrant*innen nicht gleich mit der Mehrheitsbevölkerung sind, sie sind anders. Wir sind anders. Aber „anders“ muss nicht unbedingt „schlecht“ bedeuten. Anders wird als schlecht angesehen, wenn es nicht verstanden wird. Deswegen wünsche ich mir, dass ich verstanden werden kann. Jedes Land ist anders, jedes Volk ist anders, jede Person ist anders. Ich wuchs nicht in Österreich auf, aber ich lerne das Leben hier jeden Tag, weil ich es spannend finde und es und Menschen hier verstehen will. Ich will, dass wir alle zusammen in Frieden leben. Meine Hoffnung ist, dass man mich als Migrantin verstehen wollen wird und dann sieht, dass wir vielleicht mehr gemeinsam haben als man denkt, und dass „anders“ eigentlich etwas Gutes bedeuten kann.

6.2. Einfluss des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine

Meiner Meinung nach hatte der Krieg zwischen Russland und der Ukraine den größten Einfluss nicht nur auf die Beziehungen zwischen Russen und Russinnen und Ukrainer*innen sondern auch auf die Beziehungen zwischen den russischsprachigen Menschen im Allgemeinen. Die Befragten erzählten in ihren Interviews, wie sie ihre Freund*innen und sogar Familienmitglieder wegen der Einstellungen zum Krieg und/oder der grundlosen Anschuldigungen verloren. Ich war selbst während der Erhebungsphase meiner Forschung davon betroffen, wie stark der Krieg die Wahrnehmung der Russen und Russinnen beeinflusste.

Wie ich schon im Kapitel „4.2.2. Qualitatives Sampling“ schrieb, suchte ich Teilnehmer*innen für meine Forschung in russischen Facebook-Gruppen. Ich postete solche Anzeigen online:

Auf Russisch:

Привет всем! Нужна помощь! 🙏

Ищу женщин и мужчин из России, которые хотят поделиться своим опытом жизни в Австрии.

В рамках моей магистерской работы мне нужны участники интервью:

- Женщины и мужчины из России;
- Возраст от 18 лет и выше;
- Знание немецкого языка желательно, но необязательно;
- Причина переезда в Австрию - любая (учёба, работа, брак и т.д.);
- Проживание в Австрии от года и более.

Темы, затрагиваемые в интервью: негативные стереотипы, стигматизация и дискриминация.

Всё анонимно и только для научно-учебных целей!

Всех участников ждет шоколадное вознаграждение 😊

Кому интересно, напишите в личку, пожалуйста. Там и всё более подробно расскажу.

Буду очень благодарна всем, кто ответит, и за репост 😊

Übersetzung auf Deutsch:

Hallo an alle! Ich brauche eure Hilfe! 🙏

Ich suche Frauen und Männer aus Russland, die ihre Erfahrungen mit dem Leben in Österreich teilen möchten.

*Im Rahmen meiner Masterarbeit benötige ich Interviewteilnehmer*innen:*

- Frauen und Männer aus Russland;
- Alter von 18 Jahren und mehr;
- Kenntnisse der deutschen Sprache sind wünschenswert, aber sind keine Bedingung;
- Grund für den Umzug nach Österreich – jeder (Studium, Arbeit, Heirat, etc.);
- Aufenthalt in Österreich ein Jahr oder mehr.

Themen des Interviews: negative Stereotypen, Stigmatisierung und Diskriminierung.

Alles ist anonym und wird nur für wissenschaftliche Zwecke benutzt!

*Alle Teilnehmer*innen erhalten eine Schoko-Belohnung 😊*

Falls jemand Interesse hat, schreibt mir bitte eine PN. Dann erzähle ich dir mehr darüber.

Ich wäre jedem, der antwortet, und für einen Repost sehr dankbar 😊

Mit meinem Post wollte ich eine nette Anzeige, die interessierte Menschen anzieht, erschaffen. Alle Befragten, die in der Forschung teilnahmen, erfüllten die Bedingungen und schrieben mir eine persönliche Nachricht, um ihr Interesse an der Studie zu zeigen und mehr Information zu bekommen. Es war aber eine Herausforderung für mich, genug Teilnehmer*innen für die Forschung zu finden, weil ich viele unangenehme und beleidigende Kommentare unter dem Post und persönliche Nachrichten in Bezug auf den Krieg zwischen Russland und der Ukraine

bekam. Das sind ein paar von denen (alle gezeigten Nachrichten werden von Russisch auf Deutsch übersetzt):



Abbildung 1. Quelle: Facebook

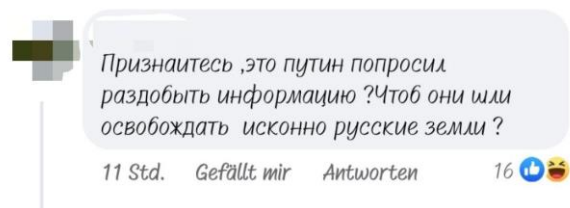


Abbildung 2. Quelle: Facebook

Übersetzung: „Geben Sie es zu, war es Putin, der Sie um Informationen gebeten hat? Damit sie die ursprünglich russischen Länder befreien?“

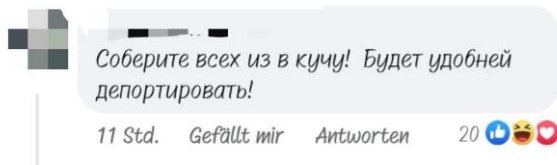


Abbildung 3. Quelle: Facebook

Übersetzung: „Bringt alle zusammen! Es wird bequemer zu deportieren!“

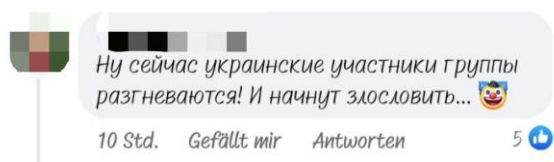


Abbildung 4. Quelle: Facebook

Übersetzung: „Nun, jetzt werden die ukrainischen Mitglieder der Gruppe wütend! Und werden anfangen zu verleumden...“



Übersetzung: „Diskriminierung (lachende Smileys)“

Abbildung 5. Quelle: Facebook

Nach diesen Kommentaren unter meinen Posts (ich musste mehrere Anzeigen posten, um mehr Menschen zu erreichen) beschloss ich, die Kommentarfunktion auszuschalten, da ich keine solchen negativen Kommentare mehr bekommen wollte. Die Menschen, die sich für die Teilnahme an der Studie interessierten, schrieben keine Kommentare, sondern sie schickten private Nachrichten über ihr Interesse an der Forschung.

Danach schrieb mir eine Person mit einem (falschen) Nachname „Antiputin“ eine sehr beleidigende persönliche Nachricht, die sogar keinen Sinn ergibt. Nach dieser Nachricht löschte ich alle meine Posts zu dem Thema, da ich mich sehr unwohl fühlte und anfang, ein bisschen Angst zu haben.

Übersetzung: „Warum f***** starallüerst du hinsichtlich einem Mann, der in Österreich 18 Jahre lebt))) Warum schreibst du diesen Unsinn?“

Zum Glück hatte ich zu dem Zeitpunkt schon acht Teilnehmer*innen und nach der Beratung mit meinem Betreuer entschied ich die Suche nach weiteren Teilnehmer*innen zu beenden.

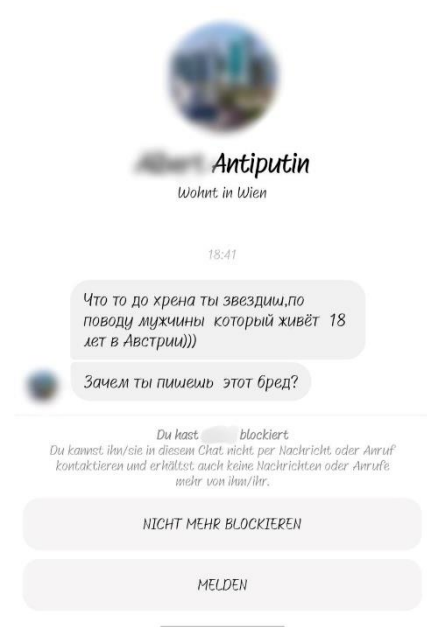


Abbildung 6. Quelle: Facebook

Solche Reaktionen auf eine Studie über das Leben der Russen und Russinnen zum jetzigen Zeitpunkt bzw. während des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine zeigt, wie viel Hass, Stigmatisierung und Diskriminierung sie momentan erleben. Ich erwartete so etwas überhaupt nicht und war sehr überrascht, dass ich als russischsprachige Person und mit einem Interesse an den Perspektiven der Russen und Russinnen so viel Hass im Internet bekam. Diese Erfahrung half mir meine Befragten besser zu verstehen und ihre entwickelten Bewältigungsstrategien im Umgang mit der Stigmatisierung, besonders hinsichtlich des Kriegs, zu erklären.

Außerdem bekam ich in den sozialen Medien mit, dass viele Russen und Russinnen, unabhängig davon, wo sie jetzt leben, in Russland oder im Ausland, wegen des Kriegs stigmatisiert werden. Mit diesem Hintergrund leiden viele Russen und Russinnen unter Schuld- und Schamgefühlen, die sie persönlich nicht verdienen, da sie keine direkte Verantwortung für den Krieg tragen. Es wurde sogar in diesem Jahr (2023) ein Buch „Wie können wir das überstehen. Express-Hilfe von erfahrenen Psychologen, wenn es ihnen schwierig,

beunruhigend und ängstlich ist“ (Meine Übersetzung¹¹) von russischen Psychologen und Psychologinnen veröffentlicht. Mit „das“ im Titel des Buchs ist die Welt nach dem Kriegsbeginn gemeint und es geht darum, wie man mit dieser Situation und allen damit hervorgerufenen Gefühlen umgehen soll. Die Erscheinung eines solchen Buchs demonstriert, dass es eine Notwendigkeit dafür gibt und dass Russen und Russinnen durch die Stigmatisierung auch unerkannte Opfer des Kriegs geworden sind.

¹¹ Геласимова А., Малахова А., Карякин В., Сапункова Е., Никольская Е., Иванова К., Андриадзе Н., Орлова Т., Аболевич Т. 2023. *Как нам это пережить. Экспресс-помощь от опытных психологов, когда вам трудно, тревожно и страшно*. Издательство «Бомбора». <https://www.labirint.ru/books/907658/> (Zugegriffen 18.03.2023). Das Buch gibt es zurzeit nur auf die russische Sprache.

7. Diskussion

In meiner Masterarbeit wurde das Konzept des Stigmas und die Stigmatisierung in der Migrationsgesellschaft untersucht und die Perspektive russischer Migrant*innen in Österreich darauf präsentiert. Goffman (1983) behauptet, dass Menschen, die den Gruppenerwartungen nicht entsprechen, als „abnormal“ bezeichnet und damit stigmatisiert werden (S. 13f.). Smith (2007) definiert Stigma als ein vereinfachtes, standardisiertes Bild von bestimmtem Menschen, das von Gruppenmitgliedern, die sich schützen wollen, verbreitet wird. Stigma stammt von Stereotypen, die als formelhafte und vereinfachende Vorstellungen über eine Gruppe und ihre Mitglieder definiert werden. Stigmatisierung ist ein Prozess, bei dem eine Person in einer Gruppe anhand eines oder mehrerer Unterscheidungsmerkmale klassifiziert wird und danach abgewertet wird. Somit ist Stigma eine Botschaft, die von einer Gemeinschaft geteilt wird, um ihre Mitglieder zu lehren, „abnormale“ Menschen zu erkennen und entsprechend zu reagieren (S. 463-466). Link und Phelan (2001) betonen, dass Stigma aus den Elementen der Kennzeichnung, Stereotypisierung, Trennung, Statusverlust und Diskriminierung in einer Machtsituation besteht (S. 367). Später fügten Link und seine Kolleg*innen noch das Element der emotionalen Reaktionen ins Konzept des Stigmas hinzu (Link et al. 2004, S. 513).

Die Betrachtung der Stigmatisierung im Rahmen des Konzepts der symbolischen Grenzen von Lamont ermöglicht es, die dynamischen Dimensionen sozialer Beziehungen zu erfassen, während Gruppen bei der Produktion, Verbreitung und Institutionalisierung alternativer Systeme und Klassifikationsprinzipien konkurrieren. Symbolische Grenzen sind Werkzeuge, die Einzelpersonen und Gruppen benutzen, um die Realität zu definieren und um zu einer Einigung zu gelangen, indem sie Menschen in Gruppen aufteilen (z.B., in die Gruppen „Wir“ und „die Anderen“) und ein Gefühl von Ähnlichkeit und Gruppenzugehörigkeit schaffen. Sie sind ein wichtiges Medium, durch das Menschen Status erlangen und Ressourcen monopolisieren (Lamont & Molnár 2002, S. 168). Symbolische Grenzen werden oft verwendet, um soziale Grenzen zu erzwingen, aufrechtzuerhalten, zu normalisieren oder zu rationalisieren. Sie werden aber auch verwendet, um die Bedeutung sozialer Grenzen zu hinterfragen und neu zu definieren (Lamont & Molnár 2002, S. 186).

Migrant*innen sind anders, fremd und unverständlich für die „Wir“-Gruppe und dadurch rufen sie viel Unsicherheit und Befürchtung hervor. Um sich zu schützen, werden Vorwarnungen in der Form der negativen Stereotype und Stigmata über Fremde bzw. Migrant*innen verteilt. Der gewöhnliche und notwendige Prozess der Klassifizierung in unserer Bewusstheit, der eigentlich mithilfe der Unterschiede und Kontraste für besseres Verständnis der Welt gedacht ist, wird für

die Prozesse der Abwertung, Stigmatisierung und Diskriminierung verwendet. Wir brauchen die Klassifizierung der Menschen, Dinge usw., um uns selbst und andere besser zu erkennen und zu verstehen. Wir brauchen symbolische und soziale Grenzen, um die Gefühle der Zugehörigkeit und Gemeinsamkeit zu empfinden und um soziale Sicherheit zu haben. Wir brauchen die Kategorisierung in „Wir“ und „die Andere“ Gruppen, um „sichere“ und „gefährliche“ Menschen zu unterscheiden. Das sind keine schlechten Prozesse an sich; wir brauchen Grenzen, weil sie unsere Welt definieren. Das Problem mit der Stigmatisierung liegt nicht an der Fremdheit der Migrant*innen. Das Problem liegt auch nicht daran, dass Menschen ohne Migrationshintergrund nicht „tolerant genug“ sind und/oder Angst vor den Migrant*innen haben können. Es ist ganz normal, sich selbst und ihre/seine Mitmenschen vor der Unsicherheit und Ungewissheit bzw. vor einer potenziellen Gefahr schützen zu wollen. Das Problem der Stigmatisierung liegt aber in einer fehlenden Kommunikation zwischen den Gruppen und in der Abwesenheit des Wunsches, die „andere“ Seite der Grenze wirklich kennenzulernen und unser Klassifizierungssystem mit neuen Definitionen für Fremdheit und Ähnlichkeit zu bereichern. Aus diesem Grund möchte ich weiter die Forschungsfragen meiner Masterarbeit beantworten und die Erfahrungen der Stigmatisierung von russischen Migrant*innen und ihre Bewältigungsstrategie damit diskutieren. So können wir „ihre Seite der Grenze“ und Perspektive als russische Migrant*innen in Österreich kennenlernen.

7.1. „Höfliche“ und stille Stigmatisierung

Die erste Forschungsfrage, die in meiner Studie untersucht wurde, lautet: *Inwiefern erleben Migrant*innen aus Russland Stigmatisierung durch die Ankunftsgesellschaft in Österreich?* Einerseits kann Stigmatisierung direkt, absichtlich und gezielt sein. Andererseits können alltägliche, „normale“ Fragen, Gespräche oder Handlungen auch eine Stigmatisierung implizieren, die bewusst oder unbewusst mitgeteilt werden kann. Die Vorurteile und Stigmata können lange in der Gesellschaft existieren, benutzt und nicht hinterfragt werden. Sie können für die Mehrheit der Menschen ihre negative Färbung verlieren oder überhaupt nicht bekannt sein. Die Erfahrungen der Stigmatisierung sind ziemlich persönlich und werden eher subjektiv wahrgenommen, aber das bedeutet nicht, dass sie unwichtig sind. Aus diesem Grund basiert die erste Forschungsfrage darauf, was nach der Ansicht russischer Migrant*innen als Stigmatisierung erlebt und empfunden wird.

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die befragten russischen Migrant*innen eher „höfliche“ und stille Stigmatisierungen in Österreich erleben. Das sind subtile Arten der Stigmatisierung, die auf den ersten Blick übersehen werden könnten. Die symbolische Grenze zwischen den

Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft und russischen Migrant*innen in Österreich könnte nicht so offensichtlich, wie z.B. eine offene Diskriminierung in der Form der aktiven Unterdrückung oder Aggression, ausgedrückt werden, doch sie existiert auf einer intersubjektiven Ebene so, dass die Migrant*innen eine soziale Exklusion spüren.

„Höfliche“ Stigmatisierung versteckt sich hinter einem Kompliment oder einer Bewunderung der Wissenskenntnisse russischer Migrant*innen, hinter einer Anmerkung zu ihrer Wahl der Sprache in der Öffentlichkeit, hinter den geschäftlichen Anweisungen laut der politischen Maßnahmen und negativen Sanktionen gegen Russen und Russinnen. Höflichkeit impliziert freundliche, respektvolle und rücksichtsvolle Verhaltensweisen, deswegen benannte ich diese Art der Stigmatisierung als „höflich“, da diese Stigmatisierung von außen eine freundliche und rücksichtsvolle Ausdrucksform hat, doch innerlich bei der stigmatisierten Person die Gefühle der Demütigung, Abwertung und Scham verursacht. Die sozialen Normen, Werte und institutionellen Anordnungen in Österreich werden benutzt, um russischen Migrant*innen „höflich“ auf ihren Platz in der österreichischen Gesellschaft zu verweisen, so dass sie sozial exkludiert werden, statt in ihrer Inklusion und Integration unterstützt zu werden. Der Unterschied zwischen der echten Höflichkeit und der „höflichen“ Stigmatisierung liegt in der Intention einer Handlung und in ihrer Äußerungsform. „*Wie ist Ihr Englisch so gut?*“ (Interview: Sofia Kusnezowa). Was wollte man mit dieser Frage sagen? Ist es ein Kompliment? Ein echtes Interesse? Oder ist es eine Reaktion der Bewunderung? Vielleicht eine Enttäuschung? Oder eine Überraschung, dass eine russische Migrantin so gut auf English sprechen kann? Die schönen Wörter können viel sagen, doch welche Bedeutung möchten sie mitteilen? Deswegen spielt die *Intention* einer Aktion und *wie* man diese Intention äußert eine enorme Rolle in sozialer Interaktion. Man kann mit so einer Bewunderung der Sprachkenntnisse einer Migrantin sowohl ihre/seine innerliche Vorurteile über ihre Fähigkeiten „zufällig“ verraten als auch ihre/seine wahren negative Erwartungen und Einstellungen zur ihr in einer „schönen“ Form absichtlich kommunizieren. Wenn die Intention der Stigmatisierung doch unbewusst ist, d.h., wenn solche Stigmata schon in Menschen internalisiert sind, werden sie trotzdem so übermittelt, dass es von der Migrantin gespürt wird und bei ihr die negativen Gefühle hervorruft, dass sie unterschätzt wird und „schlecht“ wahrgenommen wird, *als ob sie nichts kann* (Interview: Sofia Kusnezowa). Wenn Stereotype, Vorurteile, soziale Einstellungen und Bewertungen von sozialen Akteur*innen nicht hinterfragt werden, werden sie zu gesellschaftlichen Normen und Werten, die von Menschen weiter verbreitet werden und zur Entstehung subtiler Formen der Stigmatisierung führen. „Höfliche“ Stigmatisierung kann absichtlich und unwillkürlich geäußert werden, was von der Intention der stigmatisierenden Akteur*in, Institution oder Gesellschaft abhängig ist. Wichtig ist dabei aber zu bemerken, dass

diese Stigmatisierung in der „geschliffenen“, „kultivierten“, „höflichen“ Form präsentiert wird, was ihre Erkennung und Bewältigung erschwert.

Stille Stigmatisierung passiert meistens „wortlos“, indem die stigmatisierte Person oder/und ihre/seine Meinungen, Ideen, Anfragen, Handlungen oder sogar ihre/seine Anwesenheit ignoriert und/oder mit einer Distanz behandelt werden. Laut den Befragten werden russische Migrant*innen oft als *Bedrohung* oder *wie ein Feind* in Österreich gesehen. Menschen halten einen *Abstand* zu ihnen oder/und verhalten sich *vorsichtig* mit ihnen. Es könnte ihnen nichts Explizites gesagt werden, doch die befragte Migrant*innen spüren mit diesem Verhalten die stille, distanzierte Haltung der Menschen in Österreich zu ihnen. Die Befragten erzählen in ihren Interviews, dass sie sich in der Bildung der Freundschaften mit Österreicher*innen ausgeschlossen fühlen, als ob persönliche und nahe Kontakte mit russischen Migrant*innen vermieden werden. Das kann auf eine symbolische Ausgrenzung in der Gesellschaft und die (möglich unbewusste) stille Stigmatisierung deuten. Außerdem kann eine Unzufriedenheit der Ankunftsgesellschaft mit russischen Migrant*innen als leiser *Protest* ausgedrückt werden, wenn versucht wird, mit einer passiv-aggressiven Aktion, z.B. *die Zeitung mit Zelensky*, eine russische Migrantin zu beschämen (Interview: Sofia Kusnezowa). Manchmal wird stille Stigmatisierung nicht tatsächlich ohne Wörter ausgedrückt, wenn sie, z.B. mit der „höflichen“ Antwort auf eine Beschwerde der Ungleichheitsbehandlung kombiniert wird, wie „*Ja, ich kann nichts machen*“ und „*Leute haben sich auch schon beschwert, aber es ist so ein System*“ (Interview: Irina Gussewa). Obwohl so eine Reaktion nicht tatsächlich „wortlos“ ist, definiere ich solche Fälle als stille Stigmatisierung, weil sie trotzdem von den befragten Migrant*innen so empfunden wird, als ob sie nicht gehört und gesehen wären, weil sie nicht ernst genommen wurden.

Für die bessere Darstellung und Erklärung aller Details beschreibe ich „höfliche“ und stille Stigmatisierungen getrennt, doch in der Wirklichkeit sind sie in einer sozialen Situation oft stark miteinander verbunden und deswegen können sie als eine Art der Stigmatisierung angesehen werden. Die größte Gefahr der „höflichen“ und stillen Stigmatisierung besteht darin, dass sie sich für eine soziale Toleranz ausgeben kann, die sie aber nicht ist. „*Toleranz bedeutet die Anerkennung der Tatsache, daß alle Menschen, natürlich mit allen Unterschieden ihrer Erscheinungsform, Situation, Sprache, Verhaltensweisen und Werte, das Recht haben, in Frieden zu leben und so zu bleiben, wie sie sind. Dazu gehört auch, daß die eigenen Ansichten anderen nicht aufgezwungen werden dürfen*“ (UNESKO, 1995, S.3, Artikel 1, Punkt 1.4). Oft wird aber in der Gesellschaft statt Toleranz eher Gleichgültigkeit und soziale Distanz ausgeübt, was danach zu dieser Art der Stigmatisierung führen kann. Wenn man mit einer Situation nicht

zufrieden ist, z.B., mit dem Leben russischer Migrant*innen in Österreich, *darf* man aber damit nichts tun, weil man *tolerant sein soll*, geht diese Unzufriedenheit nicht weg, sondern äußert sich in einer Form, die sozial nicht so strafbar und „verurteilt“ oder nicht so sichtbar ist wie eine „höfliche“ und stille Stigmatisierung. Niemand wird eine Person bestrafen, wenn sie oder er keine russischen Migrant*innen als Freunde hat, oder wenn man eine Zeitung (*mit Zelensky!*) auf einen anderen Tisch legt. *Was ist so schlimm daran?* Man kann auch die Beschwerden über die Ungleichbehandlung ignorieren und die Verantwortung dafür an das Schulsystem übergeben, weil die Lehrerin sagte: „*Ich habe das nicht gesagt*“ (Interview: Irina Gussewa). Wenn es keine Beweise gibt, kann man keine Anschuldigungen erheben. *Warum würde man einer/einem Migrant*in glauben? Sie können lügen, sie sind nicht so, wie wir sind, sie gehören nicht zu „uns“.* Man kann so tun, als ob es keine symbolischen Grenzen zwischen „Wir“ und „den Anderen“ in der Gesellschaft gibt, aber sie existieren, wollen wir es oder nicht, glauben wir daran oder nicht. Man kann versuchen Menschen zu zwingen, *tolerant* zu sein und andere zu respektieren. Jedoch, wie diese Forschung zeigt, funktionierte es bis jetzt nicht und es wird auch so nicht funktionieren. Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft akzeptierten möglicherweise die Permanenz der Einwanderung, aber das bedeutet nicht, dass symbolische Grenzen nicht mehr geprägt werden (Bail 2008, S. 54-56). Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, dass sich die Arten der Stigmatisierung wandeln. Sie werden subtiler und unauffälliger als früher, aber das Problem der Ungleichbehandlung wird immer noch nicht gelöst. Die Stigmatisierung wird dadurch in der Gesellschaft nur normalisiert.

7.2. „Immunität“ gegen Stigmatisierung und Triangulierung anderer Migrant*innen

In der zweiten Forschungsfrage, die in meiner Forschung beantwortet wurde, geht es darum, *wie russische Migrant*innen in Österreich mit der Stigmatisierung umgehen bzw. welche Bewältigungsstrategien gebildet werden.* Die subtilen Formen der Stigmatisierung und ihre Normalisierung in der Gesellschaft führen dazu, dass außergewöhnliche Bewältigungsstrategien erzeugt werden, die den Menschen helfen, ihren Selbstwert und ihre Gefühle von den unangenehmen und abwertenden Erlebnissen zu schützen. Als eine Antwort auf die „höfliche“ und stille Stigmatisierung entwickelten die befragten russischen Migrant*innen die Bewältigungsstrategien, die ich die „Immunität“ zur Stigmatisierung und Triangulierung der anderen Migrant*innen nannte.

Warum heißt es „*Immunität*“ und wie kann man gegen Stigmatisierung „*immun*“ sein? In der Wirklichkeit kann man nicht gegen abschätziges Verhalten der anderen immun werden, in dem

Sinn, dass man davon nicht mehr beeinflusst wäre bzw. dass keine negativen Gefühle mehr verursacht werden könnten. Das ist weder machbar noch soll es so sein. Wenn es aber so wahrgenommen wird, dass es keine andere Möglichkeit gibt, die negative Situation zu ändern, ist es möglich, sich an die Existenz der Stigmatisierung zu gewöhnen, keinen aktiven Widerstand dazu zu haben und sich davon emotional zu distanzieren, um ihren Einfluss für sich selbst zu minimalisieren und eine Kontrolle über das eigene Leben zu behalten. Die befragten russischen Migrant*innen akzeptierten ihre Lage und ihre Wahrnehmung in der österreichischen Gesellschaft, sie kämpften nicht dagegen, sie lernten ihre negativen Erfahrungen zu entpersonalisieren, diese mit Humor zu betrachten und ihre Bedeutung zu verkleinern, sie suchten etwas Positives und Nützliches für sich selbst in solchen Erfahrungen – all dies führte zu ihrer Entwicklung der „Immunität“ gegen Stigmatisierung. Man könnte sagen, dass es eine „gute“ oder „positive“ Strategie wäre: sie baut eine Resilienz der Betroffenen auf und reduziert den Schaden ihrer Stigmatisierung, sie ruft keine offene Aggression bzw. Schwierigkeiten in der Gesellschaft hervor. Das ist aber nur eine Seite des Bildes. Auf der anderen Seite kann man sehen, dass diese Bewältigungsstrategie das Problem der Ungleichbehandlung unterstützt. Wenn man gegen Stigmatisierung „immun“ ist, *nimmt man sie als gegeben hin (Interview: Zoya Sokolowa)*. Man wird weniger sensibel für unfaire und unangenehme Situationen und betrachtet sie dann nicht mehr als so schlimm, dass sie als keine „richtige Diskriminierung“ mehr angesehen werden (*Interview: Zoya Sokolowa*). Mit der Entwicklung der „Immunität“ gegen Stigmatisierung wird sie erwartet und dadurch in der Gesellschaft normalisiert. Auf Basis der vorgestellten Ergebnisse lässt sich vermuten, dass die befragten Migrant*innen diese Bewältigungsstrategie generierten, weil sie keine andere Wahl entdeckten, um mit der „höflichen“ und stillen Stigmatisierung umzugehen. Sie könnten nicht aggressiv oder wütend reagieren und das weitverbreitete Stereotyp über die bösen Russen und Russinnen bestätigen, besonders jetzt, in der Zeit des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine. Sie müssten, wie manche von Verwiebe und seinen Kolleg*innen untersuchten Akademiker*innen mit Migrationshintergrund in Österreich (2016), einen Weg finden, sich von den negativen Erfahrungen nicht beeinflussen zu lassen und sich von den schwierigen Situationen zu distanzieren, um Konflikte mit den anderen Menschen zu vermeiden.

Jedoch gingen manche befragten russischen Migrant*innen weiter, um einer Stigmatisierung zu entkommen und ihren Platz in der österreichischen Gesellschaft zu „verdienen“ – sie fingen an, andere russische Migrant*innen zu triangulieren. Sie teilen russische Migrant*innen in Österreich in „gute“ Russen und Russinnen, die *sich wie Österreicher*innen verhalten* oder „europäisch“ sind (*Interview: Valentina Morosowa*) und „schlechte“, die *„sich daneben benehmen“* und *„ein bisschen niveaulos“* sind (*Interview: Regina Popowa*). Solcherweise

formen sie ein soziales Dreieck zwischen sich selbst als „gute“ Migrant*innen, „schlechten“ Migrant*innen und Österreicher*innen. Die Triangulierung der anderen russischen Migrant*innen erlaubt es ihnen, eine Verbundenheit und Nähe mit Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft zu erstellen und ihrer „Wir“-Gruppe anzugehören. Solche Bewältigungsstrategien wie Selbstmanagement (Fleming et al. 2012, S. 408f.) und Neudefinition der Identität (Lamont & Mizrachi 2012, S. 373f.) gelten auch dafür, sich an die „Wir“-Gruppe besser anzupassen, und werden damit benutzt, um eine Stigmatisierung oder Diskriminierung zu vermeiden. Verwiebe (2016) und seine Kolleg*innen berichteten ebenso über eine Akademikerin mit einem Migrationshintergrund, die sich als „*typisch österreichisch*“ bezeichnete und keine Erfahrungen der Diskriminierung mitteilte (Verwiebe et al. 2016, S. 2477). Die befragten russischen Migrant*innen versuchen aber sich besser anzupassen, indem sie sich selbst aus der Gruppe „schlechter“ Migrant*innen ausschließen und in die Gruppe „typischer Österreicher*innen“ einordnen, und dann die in der Gesellschaft existierende Stigmatisierung auf ihre Mitmenschen ausrichten. Sie stigmatisieren andere russische Migrant*innen, indem sie die sozialen Vorurteile über Russen und Russinnen oder über Migrant*innen wiederholen, weiter verbreiten, aber sich selbst zu diesen Menschen nicht zählen. Nach dieser Logik wird die Existenz der kollektiven Stigmatisierung nicht zugegeben, sie wird durch eine individualistische Perspektive erklärt. Die Verantwortung und die Schuld für eine Ungleichbehandlung wird der stigmatisierten Person zugeschrieben und mit ihrem/seinem persönlichen Verhalten gerechtfertigt. Die Triangulierung innerhalb russischer Migrant*innen in Österreich könnte auch ein Produkt der „höflichen“ und stillen Stigmatisierung sein, die sich als eine Reaktion auf Vergeblichkeit ihrer sozialen Situation entwickelte. Außerdem unterstützt diese Triangulierung die Normalität der Stigmatisierung und führt zur Verinnerlichung der Stigmata und Selbstbeschuldigung russischer Migrant*innen in ihrer Ungleichbehandlung in Österreich.

7.3. Einfluss des Kriegs und Stigma der Bösen

Der Krieg zwischen Russland und der Ukraine beeinflusst stark das Leben russischer Migrant*innen in Österreich. Nach dem Anfang des Kriegs bekamen manche Befragten zwar die Unterstützung, das Mitleid und Verständnis von ihrer Umgebung in Österreich, jedoch wurde die Wahrnehmung der Russen und Russinnen in der Welt verschlimmert. Der Krieg wird als eine Bestätigung des Stereotyps über böse Russen und Russinnen und als eine Gelegenheit für ihre Stigmatisierung benutzt. Außer der oben beschriebenen Fälle der Stigmatisierung russischer Migrant*innen in Bezug auf den Krieg, wie z.B., Wahrnehmung als *Feinde* und Haltung des Abstandes, stummer *Protest* mit der Zeitung des ukrainischen Präsidenten, wird

auf einer intersubjektiven Ebene die Entwicklung der symbolischen Grenze zwischen „guten“ und „schlechten“ Russen und Russinnen von den Menschen in Österreich gefördert. Es wird von russischen Migrant*innen die Anschuldigung an Russland erwartet und wenn sie diese nicht direkt äußern, wird ihnen mit Enttäuschung begegnet. *Die „guten“ Russen und Russinnen sollen ihre Heimat verurteilen oder sogar hassen und wenn sie es nicht tun, unterstützen sie den Krieg, die Mörder der unschuldigen Menschen und sind „schlecht“ und böse.* Solche Einstellungen und Stigmatisierungen werden in der Gesellschaft verbreitet, was russische Migrant*innen in die Lage versetzt, in der sie gezwungen sind, zwischen ihrer Zugehörigkeit zu Russland und Österreich zu wählen. Unabhängig davon, welche Wahl sie treffen und ob sie überhaupt eine Wahl treffen, verlieren sie in diesem sozialen Spiel, weil sie ihre russische Herkunft nicht löschen können. Das wird auch auf einer institutionellen Ebene gezeigt, weil der Besitz der russischen Staatsbürgerschaft zur politischen Stigmatisierung führen kann. Seit dem Tag des Kriegsbeginns ist eine große Menge von Menschen auf einmal verdächtig und gefährlich geworden. Die Banken in Österreich überprüfen zusätzlich ihre russischen Klient*innen manche Banken lehnen die Betreuung russischer Migrant*innen ab. Die politischen Maßnahmen und negativen Sanktionen gegen Russland führen zur Legalisierung der diskriminierenden Behandlung russischer Migrant*innen, die als politische Stigmatisierung bezeichnet werden kann.

Russische Migrant*innen befinden sich zurzeit in einer unmöglichen sozialen Situation. Deswegen benutzen sie die Bewältigungsstrategien der Vermeidung und Rechtfertigung, um mit dem Stigma der Bösen umzugehen. Sie ignorieren die provokativen Handlungen der mit ihnen unzufriedenen Menschen. Sie versuchen die unangenehmen Umstände vorzusehen und sich „extra safe“ zu verhalten, indem sie Gespräche zum Thema des Kriegs vermeiden (*Interview: Sofia Kusnezowa*). Sie verheimlichen ihre russische Herkunft und sprechen ihre Muttersprache in der Öffentlichkeit nicht, um *niemanden zu provozieren* (*Interview: Oleg Lasarew*). Jedoch haben manche russische Migrant*innen die Angst eher vor den Ukrainer*innen in Österreich. Manche Befragten berichteten, dass sie nach dem Anfang des Kriegs die Beziehungen mit ihren ukrainischen Freunden und Bekannten verloren. Die Ursache der Angst vor den Ukrainer*innen ist zwar klar, aber auf der Basis meiner Beobachtungen lässt sich vermuten, dass der Grund, warum sich die befragten Migrant*innen nicht nur mit den Ukrainer*innen, sondern auch im Allgemeinen *extra safe* in Österreich verhalten, liegt in ihrem globalen Unsicherheitsgefühl zurzeit. Das Stigma der Bösen nahm ihnen ihre soziale Unschuldsvermutung weg, was im Fall einer ungünstigen Situation in den rechtlichen Voraussetzungen übertragen werden kann. Deswegen sind die befragten Migrant*innen bestrebt, sich mit anderen Menschen in Österreich ruhig und zurückhaltend zu benehmen.

Manche Russen und Russinnen rechtfertigen ihre Unschuld, indem sie auf ihre nicht vorhandene persönliche Verantwortung für den Krieg und auf eine Angehörigkeit ihrer Verwandten zur Ukraine bestehen. Ähnliche Bewältigungsstrategien wurden von den Migrant*innen aus der ehemaligen Sowjetunion in der Tschechischen Republik angewendet, als sie das Stigma der Russen und Russinnen als Täter*innen erlebten (Klvaňová 2019).

7.4. Schlussfolgerung

Stigmatisierung in der Migrationsgesellschaft ist heutzutage schwer vermeidbar. Sie mutiert wie ein Virus, sie nimmt neue unsichtbare und subtile Formen an. Sie nutzt soziale Normen und gesellschaftliche Ordnungen als ihren Lebensraum. Sie steckt einen Teil der Menschen in einer Gemeinschaft an und grenzt den anderen aus. Es reicht nicht ihre „Symptome“ mit der aufgezwungenen sozialen Toleranz zu bekämpfen. Sie erzeugt nur mehr soziale Distanzierung und Gleichgültigkeit zueinander. Sogar die entwickelte „Immunität“ gegen sie normalisiert ihre Lage in der Gesellschaft und führt zu ihrer Verbreitung. Die beschriebenen Erfahrungen der russischen Migrant*innen in Österreich zeigen ihre Folgen und wie sie sich manifestieren können. Es hat sich eine bestimmte Dynamik zwischen Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft und russischen Migrant*innen in Österreich entwickelt, die zu der Existenz der Stigmatisierung in der österreichischen Gesellschaft beiträgt. Die Migrationspolitik des Landes berücksichtigt kaum die Wünsche und Interessen ihrer Staatsbürger*innen, die zur allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung mit Migrant*innen führt. Die Gesetze der Toleranz und gesellschaftlichen Ordnung erlauben den Menschen nicht, ihre Unzufriedenheit direkt und offen zu äußern, so wandelt sie sich in weniger auffällige Formen, wie, z.B., „höfliche“ und stille Stigmatisierung, um. Dadurch, dass sie fast unsichtbar für die Mehrheit der Menschen bleibt, sieht auf den ersten Blick alles „gut“ und „schön“ aus. Jedoch beeinflussen die negativen Vorurteile und Stereotype, die während des Sozialisationsprozesses erworben wurden, Ankunftsgesellschaft und Migrant*innen. Migrant*innen versuchen diese dann zu vermeiden und/oder zu widerlegen, um in dem Einwanderungsland wohl und friedlich zu leben. Wenn es aber nicht funktioniert, adaptieren sie sich zu ihrer Stigmatisierung und verlieren ihre Sensibilität zu ihr, um eigene Gefühle zu schützen und den Frieden mit der „Wir“-Gruppe in Österreich zu bewahren. So unterstützen sie und normalisieren das soziale Konstrukt, das ihnen eigentlich schadet. Die Abwesenheit des aktiven Widerstands der befragten russischen Migrant*innen wird als die Abwesenheit des Problems in Österreich wahrgenommen. So verbreitet sich der Virus der Stigmatisierung und lebt die Dynamik sozialer Ungleichbehandlung weiter.

Österreichischer Staatsbürger*innen haben oft keine Wahl, außer Migrant*innen akzeptieren zu müssen. Ohne diese Freiheit entsteht keine Gelegenheit für Interesse und Neugier, Migrant*innen wirklich verstehen zu wollen, was als Folge dieser Maßnahmen zur sozialen Distanz und Stigmatisierung führt. Die befragten Migrant*innen haben Angst „schlecht“ oder/und als Böse wahrgenommen zu werden, deswegen akzeptierten sie die entwickelte Situation und üben auch eine emotionale und soziale Distanz aus. Sie beschuldigen lieber sich selbst oder triangulieren andere russische Migrant*innen, statt ihre wahren negativen Gefühle zu zeigen. Stigmatisierung bildet sich aus der Perspektive der Fremdheit und Ausgeschlossenheit. Um jemanden stigmatisieren zu können, müsste ich zuerst diese Person als fremd, anders, nicht so wie ich, und aus diesem Grund bedrohlich wahrnehmen. Das würde mir „das Recht geben“ diese Person zu stigmatisieren. Aber was wäre, wenn ich diese Person kennenlernen, verstehen und sogar nachvollziehen könnte? Was wäre, wenn ich mit dieser Person mehrere Gemeinsamkeiten finden könnte? Dann wäre diese Person nicht mehr so fremd und bedrohlich für mich. Dann könnte diese Person möglicherweise „eine von uns“ werden. Dann wäre Stigmatisierung nicht mehr nötig. Der Wunsch für Verständnis und Offenheit ist das, was uns in der Migrationsgesellschaft manchmal fehlt, um miteinander im echten Frieden und Freude leben zu können. Es gibt so viel, was wir einander bieten können und wo wir Gemeinsamkeiten zwischen uns finden können. Eine Migrationserfahrung kann sowohl ein Grund für Stigmatisierung als auch ein Grund für Erweiterung unseres Horizonts sein. Um Stigmatisierung der Migrant*innen in der Gesellschaft zu verhindern, sollen die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass die Erfahrungen der Migrant*innen ein Interesse erwecken könnten und nachvollziehbar sein könnten.

8. Limitationen der Masterarbeit und Ausblick auf zukünftige Forschungen

Die wissenschaftliche Literatur für die Masterarbeit wurde nur in englischer und deutscher Sprache verwendet. Wissenschaftliche Literatur auf russischer Sprache zum Thema wurde nicht gefunden. Es wurde im Allgemeinen wenig Literatur über Erfahrungen der Stigmatisierung russischer Migrant*innen in Österreich entdeckt, was auf eine wissenschaftliche Lücke hinweist, die zu füllen meine Masterarbeit beitrug.

Ich bemerkte auch keine besonderen Unterschiede in der Durchführung der Interviews in deutscher (7) und russischer (1) Sprache. Ich glaube, dass mein Migrationshintergrund eine größere Rolle spielte als die Sprache der Interviews. Ein/e Forscher*in mit einem anderen oder mit keinem Migrationshintergrund könnte andere Ergebnisse zum gleichen Forschungsthema bekommen.

Die Anzahl der Teilnehmer*innen der Studie wurde im Rahmen meiner Masterarbeit auf acht Personen, sechs Frauen und zwei Männer, begrenzt. Mehr Befragte könnten mehr Kontrast, Erklärungen für die Unterschiede und möglicherweise neue Erlebnisse der Stigmatisierung liefern. Diese Limitation bietet eine gute Möglichkeit für weitere qualitative und quantitative Forschungen an. Für eine quantitative Untersuchung könnten, z.B., die Zusammenhänge und Kausalitäten zwischen verschiedenen Aspekten des Lebens russischer Migrant*innen in Österreich, ihre soziodemographischen Merkmale, die Erlebnisse der Stigmatisierung und die Bewältigungsstrategien erforscht werden. Es wäre auch interessant die Eindrücke der Akteur*innen der Ankunftsgesellschaft über russische Migrant*innen zu sammeln, sie mit einem interpretativen Verfahren zu untersuchen und vermutlich herauszufinden, welche Rolle sie in der Stigmatisierung russischer Migrant*innen spielen können. Außerdem könnten, z.B., folgende Themen und Forschungsfragen untersucht werden, die an die Forschung meiner Masterarbeit anknüpfen:

- In welchen Ländern wird noch „höfliche“ und stille Stigmatisierung ausgeübt? Oder welche Gruppen der Migrant*innen erleben diese Art der Stigmatisierung in Österreich?
- Welche Gruppen der Migrant*innen entwickeln die Bewältigungsstrategien der „Immunität“ gegen Stigmatisierung und Triangulierung anderer Migrant*innen?

Ein breites und neues Forschungsfeld bietet auch der Krieg zwischen Russland und der Ukraine. Da sich diese Forschung ursprünglich nicht auf Erlebnisse in diesem Bezug fokussierte, wurden hauptsächlich die Erfahrungen der Stigmatisierung untersucht und in der Masterarbeit

dargestellt. Die Interviews, meine Erfahrungen und soziale Medien bestätigen, dass es noch viel gibt, was für eine soziologische Perspektive bedeutend und interessant sein wird. Die möglichen Themen und Forschungsfragen für zukünftige Forschungen wären, z.B.:

- Die Veränderungen in der gesellschaftlichen Wahrnehmung russischer Migrant*innen nach dem Anfang des Kriegs.
- Wie gehen russische Migrant*innen mit politischer Stigmatisierung in der Zeit des Kriegs um?
- Die Veränderung der symbolischen Grenzen zwischen den russischen und ukrainischen Migrant*innen.

9. Literaturverzeichnis

- Abbey, Susan; Charbonneau, Manon; Tranulis, Constantin; Moss, Pippa; Baici, Wayne; Dabby, Layla; Gautam, Mamta; Pare, Michael. 2011. Stigma and Discrimination. *Canadian Journal of Psychiatry*, 56 (10), 1-9.
- Bail, Christopher A. 2008. The Configuration of Symbolic Boundaries against Immigrants in Europe. *American Sociological Review*, 73 (1), 37–59.
- Bauman, Zygmunt 2000. *Vom Nutzen der Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre. 2005. *Was Heißt Sprechen? Zur Ökonomie Des Sprachlichen Tausches*. 2. Auflage. Wien: Braumüller.
- Bowen, Murray. 1978. *Family therapy in clinical practice*. New York: Jason Aronson.
- Charmaz, Kathy. 2012. *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide through Qualitative Analysis*. Los Angeles: SAGE.
- Fleming, Crystal M.; Lamont, Michèle; Welburn, Jessica S. 2012. African Americans respond to stigmatization: the meanings and salience of confronting, deflecting conflict, educating the ignorant and ‘managing the self’. *Ethnic and Racial Studies*, 35 (3), 400-417. <https://doi.org/10.1080/01419870.2011.589527>
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred. 2009. *Interpretative Sozialforschung: der Prozess*. 1. Auflage. Wien: facultas.wuv.
- Geisen, Tomas. 2018. Ausländer. In: Voigt, Rüdiger (Hg.): *Handbuch Staat*. Wiesbaden: Springer VS, 1325-1334. https://doi.org/10.1007/978-3-658-20744-1_119
- Goffman, Erving. 1983. *Stigma: über Techniken Der Bewältigung Beschädigter Identität*. Frankfurt A.M.: Suhrkamp. Print. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft.
- Hormel, Ulrike; Scherr, Albert. 2010. Einleitung: Diskriminierung als gesellschaftliches Phänomen. In: Hormel, Ulrike; Scherr, Albert (Hg.): *Diskriminierung: Grundlagen und Forschungsergebnisse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, 7-20. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1007/978-3-531-92394-9>
- Kelle, Udo; Kluge, Susann. 2010. *Vom Einzelfall Zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der Qualitativen Sozialforschung*. 2. überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag Für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.
- Kim, Claire Jean. 1999. The Racial Triangulation of Asian Americans. *Politics & Society*, 27 (1), 105-138.

- Klvaňová, Radka. 2019. 'The Russians are back': Symbolic boundaries and cultural trauma in immigration from the former Soviet Union to the Czech Republic. *Ethnicities*, 19(1), 136–155. DOI: 10.1177/1468796817752740
- Krstić, Nemanja. 2022. The concept of Symbolic Boundaries – Characteristics and scope. *Philosophy, Sociology, Psychology and History*, 21 (2), 61-72. <https://doi.org/10.22190/FUPSPH2202061K>
- Lamnek, Siegfried; Krell, Claudia. 2016. *Qualitative Sozialforschung*. 6. überarbeitete Auflage. Weinheim; Basel: Beltz Verlag.
- Lamont, Michèle. 2014. Reflections inspired by 'Ethnic Boundary Making: Institutions, Power, Networks' by Andreas Wimmer. *Ethnic and Racial Studies*, 37 (5), 814–819.
- Lamont, Michèle; Mizrahi, Nissim. 2012. Ordinary people doing extraordinary things: responses to stigmatization in comparative perspective. *Ethnic & Racial Studies*, 35 (3), 365-381. doi:10.1080/01419870.2011.589528
- Lamont, Michèle; Molnár, Virág. 2002. The Study of Boundaries in the Social Sciences. *Annual Review of Sociology*, 28 (1), 167-195. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.28.110601.141107>
- Lamont, Michèle; Pendergrass, Sabrina; Pachucki, Mark. 2015. Symbolic boundaries. *International encyclopedia of social and behavioral sciences*, 2nd edition, 23, 850-855. <http://dx.doi.org/10.1016/B978-0-08-097086-8.10416-7>
- Link, Bruce G.; Phelan, Jo C. 2001. Conceptualizing stigma. *Annual Review of Sociology*, 27 (1), 363-385.
- Link, Bruce G.; Yang, Lawrence H.; Phelan, Jo C.; Collins, Pamela Y. 2004. Measuring Mental Illness Stigma. *Schizophrenia Bulletin*, 30 (3), 511-541.
- Lobenstein-Reichmann, Anja. 2009. Stigma – Semiotik der Diskriminierung. In: Liebert, Wolfgang, Schwinn, Horst (Hg.): *Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer*. Studien zur deutschen Sprache, Band 49. Tübingen: Narr, 249-271.
- Mummendey, Amélie; Kessler, Thomas; Otten, Sabine. 2009. Sozialpsychologische Determinanten – Gruppenzugehörigkeit und soziale Kategorisierung. In: Beelmann, Andreas; Jonas, Kai J. (Hg.) *Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 43-60. https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1007/978-3-531-91621-7_2
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika. 2021. *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*, Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg <https://doi.org/10.1515/9783110710663>
- Scarvaglieri, Claudio; Zech, Claudia. 2013. ‚ganz normale Jugendliche, allerdings meist mit Migrationshintergrund‘. Eine funktional-semantische Analyse von ‚Migrationshintergrund‘. *Zeitschrift*

für *Angewandte Linguistik*, 58(1), 201-227. doi: <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1515/zfal-2013-0008>

Schmidt, Kerstin. 2020. 3 Formen und Kategorisierung von Migration. In: Faist, Thomas; Bilecen, Basak; Schmidt, Kerstin; Ulbricht, Christian (Hg.): *Soziologie der Migration: Eine systematische Einführung*. Berlin, Boston: Walter De Gruyter GmbH, 52-72. <https://doi.org/10.1515/9783110680638-003>

Smith, Rachel A. 2007. Language of the Lost: An Explication of Stigma Communication. *Communication Theory*, 17 (4), 462-485. doi:10.1111/j.1468-2885.2007.00307.x

Treibel, Annette. 2008. Migration. In: Baur, Nina; Korte, Hermann; Löw, Martina; Schroer, Markus (Hg.) *Handbuch Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 295–318. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91974-4_15

Van Laer, Koen; Janssens, Maddy. 2011. Ethnic minority professionals' experiences with subtle discrimination in the workplace. *Human Relations*, 64 (9), 1–25.

Verwiebe, Roland; Seewann, Lena; Wolf, Margarita; Hacioglu, Melek. 2016. 'I have to be very good in what I do'. Marginalisation and discrimination in the career-entry phase – experiences and coping strategies among university graduates with a migrant background in Austria. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 42 (15), 2468-2490, DOI: 10.1080/1369183X.2016.1169160

Witzel, Andreas. 2000. Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22. 1-9 <https://doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>

9.1. Internetquellen

BBC. 2023. Ukraine war: Pentagon leaks reveal Russian infighting over death toll. <https://www.bbc.com/news/world-europe-65260672> (Zugegriffen 13.04.2023)

Borovska, Milena. 2010. Russen in Österreich: Zahlungskraftig, gut organisiert. <https://www.diepresse.com/562839/russen-in-osterreich-zahlungskraftig-gut-organisiert> (Zugegriffen 07.09.2022)

Bundeszentrale für politische Bildung. 2020. Krieg. Allgemeiner Begriff. In: Schubert, Klaus, Klein, Martina. *Das Politiklexikon*. 7., aktual. u. erw. Aufl. Bonn: Dietz. Lizenzausgabe Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/politiklexikon/17756/krieg/> (Zugegriffen 13.04.2023)

Mark, Oliver. 2022. ‚Der Krieg findet auch hier in Österreich statt‘: ORF – ‚Am Schauplatz‘ über ‚gute Russen, böse Russen‘. *Der Standard*. <https://www.derstandard.at/story/2000135867760/der-krieg-findet-auch-hier-in-oesterreich-statt-orf-am> (Zugegriffen 12.04. 2022)

MIR 24 (Original: МИР 24). 2022. Путин и Шольц обсудили ситуацию на Украине (Übersetzung: Putin und Scholz sprachen über die Situation in der Ukraine) <https://mir24.tv/news/16507936/putin-i-sholc-obsudili-situaciyu-na-ukraine-s-uporom-na-gumanitarnye-voprosy> (Zugegriffen 13.04.2023)

Österreichischer Bundesministerium. Europäische und internationale Angelegenheiten. 2023. Osteuropa. Russische Föderation. <https://www.bmeia.gv.at/themen/aussenpolitik/europa/osteuropa/> (Zugegriffen 13.04.2023)

Panagiotidis, Jannis. 2019. Migrationsgesellschaft Deutschland. *Informationen zur politischen Bildung/Izpb*. Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/298556/migrationsgesellschaft-deutschland/> (Zugegriffen 16.09.2022)

RBK (Original: РБК). 2023. Военная операция на Украине. Главное. (Übersetzung: Militäroperation in der Ukraine. Das Wesentliche) <https://www.rbc.ru/politics/13/04/2023/62074b119a7947b0e49b36f7> (Zugegriffen 13.04.2023)

RIA Nachrichten (Original: РИА Новости). 2023. Специальная военная операция на Украине (Übersetzung: Spezielle Militäroperation in der Ukraine). <https://ria.ru/spetsialnaya-voennaya-operatsiya-na-ukraine/> (Zugegriffen 13.04.2023)

Statistik Austria. 2023. Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland. <https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/bevoelkerung/bevoelkerungsstand/bevoelkerung-nach-staatsangehoerigkeit/-geburtsland> (Zugegriffen 12.04.2023)

The New York Times. 2023. Russia-Ukraine War. <https://www.nytimes.com/news-event/ukraine-russia> (Zugegriffen 13.04.2023)

UNESCO. 1995. Erklärung von Prinzipien der Toleranz. <https://www.unesco.de/mediathek/dokumente/unesco/unesco-erklaerungen> (Zugegriffen 20.03.2023)

Wiener Zeitung. 2023. Russlands Krieg in der Ukraine. <https://www.wienerzeitung.at/dossiers/russlands-krieg-in-der-ukraine/> (Zugegriffen 13.04.2023)

Zeit Online. 2023. Krieg in der Ukraine. <https://www.zeit.de/thema/krieg-in-ukraine> (Zugegriffen 13.04.2023)

10. Anhänge

10.1. Abstract auf Deutsch

Die Masterarbeit beschäftigt sich mit der Stigmatisierung in der Migrationsgesellschaft. Mithilfe der acht problemzentrierten Interviews wurden die Forschungsfragen untersucht, was als Stigmatisierung von den Migrant*innen aus Russland in Österreich erlebt wird, wie sie mit der Stigmatisierung umgehen und welche Bewältigungsstrategien gebildet werden. Für die Auswertung der Interviews wurde Grounded Theory nach Kathy Charmaz verwendet. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass die befragten russischen Migrant*innen in Österreich die „höfliche“ und stille Stigmatisierung und das Stigma der Bösen in Bezug auf den Krieg zwischen Russland und der Ukraine erleben. Als Bewältigungsstrategien werden von den Betroffenen die „Immunität“ gegen Stigmatisierung entwickelt und die Triangulierung der anderen russischen Migrant*innen benutzt. Für den Umgang mit dem Stigma der Bösen setzen die Befragten die Vermeidungsstrategien und die Bewältigungsstrategie der Rechtfertigung ein.

10.2. Abstract auf Englisch

The Master's thesis investigates stigmatization in the migration society. With the help of eight problem-centered interviews, the research questions were examined as to what kind of stigmatization is experienced by Russian migrants in Austria, how they deal with stigmatization and which coping strategies are formed. Grounded theory based on Kathy Charmaz was used to evaluate the interviews. The study's results show that the interviewed Russian migrants in Austria experience the "polite" and silent stigma and the stigma of "the bad guys" regarding the war between Russia and Ukraine. As coping strategies, those affected develop "immunity" against stigmatization and use the triangulation of other Russian migrants. To handle the stigma of the "bad guys", the interviewees use avoidance strategies and the coping strategies of justification.